

NEUE META PHYSISCHE RUNDSCHAU

Ch. P. Morawe

BAND XII 1905 HEFT 1



NEUE METAPHYSISCHE RUNDSCHAU

Monatsschrift für philosophische, psychologische und okkulte Forschungen in Wissenschaft, Kunst und Religion

Herausgegeben von PAUL ZILLMANN

Monatlich ein Heft (1.20 Mk.). Halbjährlich ein Band (6.— Mk. Ausland 7.— Mk.)

Man abonniert **bei allen Buchhandlungen** oder direkt beim Verlag von

PAUL ZILLMANN, Gross-Lichterfelde bei Berlin

Band XII · Heft I 1905

INHALT:

Der Mistelzweig als Symbol der Weihnacht und seine Legende; *P. Z.* = **Das Seelchen, eine Geschichte von der Reïnkarnation**; *Baronin Helene von Schewitsch.* = **Die Fremde**; **Gedicht**; *W. Andreas.* = **Der Meister von Akka**; *M. H. Phelps.*

= **Rundschau**: Geleitwort. = Die Radioaktivität und die Alchemisten. = Homoeopath. Krankenhaus. = Der magnetische Mensch. = Beilagen.

= **Literatur**: Die neue Paracelsusausgabe. = Rosenthal-Katalog. = Diederichs Katalog. = Rosegger, J. N. R. J. = Die Schriften des Neuen Testaments. = Textbibel des Alten und Neuen Testaments, Kautzsch-Weizsäckar. = Bleibtreu, H. P. Blavatsky und die Geheimlehre. = Kerst, Beethoven im eigenen Wort. = Pfungst, neue Gedichte.

= **Portrait: Paracelsus.**



Neue Metaphysische Rundschau

Monatsschrift für philosophische psychologische und okkulte Forschungen in Wissenschaft Kunst und Religion

Herausgegeben von **Paul Zillmann**

Professeur hon. à la Faculté des Sciences Magnétiques de Paris

Band XII 1905



Verlegt bei Paul Zillmann

Gross-Lichterfelde bei Berlin

Ringstrasse 47a

Inhalts-Verzeichnis von Band XII

Seite

Andersen, H. Chr., der Wassertropfen; Märchen 81
—, die Kröte 83
Andreas, W., die Fremde; Gedicht 21
Buck, J. D., Mystische Maurerei.
Kapitel VI. Die Geheimlehre: die siebenfache Natur des Menschen (Schluss) 49
„ VII. „ „ das Zeichen des Meisters 99
„ VIII. Die erhabene Loge 139
„ IX. Symbolik 222
„ X. Schluss 231
Buttenstedt, K., Gott 165
Geheime Figuren der Rosenkreuzer aus dem 16. und 17. Jahrhundert.
1. Heft. Einleitung. (Neudruck) 41
Schluss aus Heft 1 92
Hooper, I., zwei Häuser.
Kapitel IV. 67
„ V. 111
„ VI. 172
„ VII. 183
„ VIII. Schluss 257
Kniepf, A., Prophezeihungen des deutsch-französischen Krieges von 1870-71 150
Lessel, Dr. Hch. v., die metaphysische Grundlage von Richard Wagners „der Ring des Nibelungen“. Kapitel V. Ueber die Götterwelt . . 62
—, Schluss 105
Phelps, M. H., der Meister von Akka 22
Schewitsch, H v., das Seelenleben, eine Geschichte von der Reïnkarnation 11
—, ein Durchschnittsmensch zwischen Tod und Geburt; eine Reïnkarnations-phantasie 153
Sentenzen 1, 48, 61, 74, 89, 91, 119, 129, 138, 209, 236, 243, 246
Swami, ein Gespräch über Bhakti 244
Swedenborg, Imm., aus seinen theologischen Schriften 129
Ziegler, Dr. J. H., die wahre Ursache der hellen Lichtstrahlung des Radiums 209
Zillmann, Helene, zur Befreiung des Kindes 89
Zillmann, Paul, der Mistelzweig als Symbol der Weihnacht und seine Legende 1
—, zur neuen Swedenborg-Ausgabe 132

Seite

Rundschau. Geleitwort [29]. — Radioaktivität und die Alchimisten [29]. — Homoeopathisches Krankenhaus [31]. — Der magnetische Mensch [32]. — Beilagen [32]. — Der Siebensortenflegel [75]. Radiumentdeckung, ein Produkt der Homoeopathie [76]. — Vedanta-Universität [76]. — Roseggers J. N. R. J. [76]. — Künstliche Missgestalten durch Radium [77]. — Tod durch Verwünschung [120]. — Die Seherin von Prevorst [289]. — Zum Doppelheft [191]. — Körperbildung [192]. — Theosoph. Kongress [193]. — Die Traumtänzerin in Berlin [193]. — Ellen Key in Berlin [197]. — Das Rätsel der Sphinx [197]. — Eine altägyptische Schatzkammer [198]. — Eine Steinkugel, die sich selbst dreht [198]. — Ein vorgeschichtlicher Blasenstein [199]. — Totenschau [199]. — Allerlei [200]. — 12 Bände Rundschau [247]. — Der Einfluss der Zauberer am Zarenhofe [247]. — Witte, ein Vetter von H. P. Blavatsky [251]. — Der Urmensch von Krapina [252]. — Die Entstehung des Vorderhirns [252]. — Die Wünschelrute [253]. — Aphorismen über den Schlaf [254]. — Radium und Pflanzenwuchs [254]. — Noch einmal der magnetische Mensch [254]. — Allerlei [255]

Bücherschau. Paracelsus-Ausgabe [33]. — Rosenthalkatolog [35]. — Verlagskatalog Diederichs [35]. — Rosegger, J. N. R. J. [35]. — Die Schriften des Neuen Testamentes (Göttingen) [36]. — Textbibel des Alten und Neuen Testaments [37]. — Bleibtreu, Blavatsky und Geheimlehre [37]. — Kerst, Beethoven im eigenen Wort [40]. — Pfungst, neue Gedichte [40]. — Collins, Flita [78]. — Collins, durch das goldene Tor [79]. — Collins, Geschichte des Jahres [80]. — Grunsky, Musikgeschichte des 19. Jahrhunderts [80]. — Klaar, wir und die Humanität [123]. — Mayer, die neueren Strahlungen. Blondlots N-Strahlen [125]. — Bigelow, Geheimnis des Schlafes [126]. — Schubert, Symbolik des Traumes [127]. — Jung-Stilling, Theorie der Geisterkunde [127]. — Mandello, freimaurerische Journalrevue 1904 [128]. — Schmidt, theosophische und okkulte Studien [128]. — Donath, wie ich Spiritist wurde und Gott wiederfand [128]. — Loti, Indien [200]. Germanenbibel [203]. — Tolstoi, Kritik der dogmatischen Theologie [203]. — Seneca, Wissenschaft an den Universitäten und ihre Priester [204]. — Du Prel, Studien auf dem Gebiete der Geheimwissenschaften [205]. — Baumgarten, kirchliche Statistik [205]. — Janitschek, harter Sieg [206]. — Varna, le Horla [207]. — Stellmacher, auf neuer Bahn [208]. — Trine, in Harmonie mit dem Unendlichen [255].

Portraits.

Paracelsus 1
Swedenborg 129

Tafeln.

Das Herabsteigen des Geistes in die Materie (zu Buck I) 41
Die uralte Weisheitsreligion . . . . . („ „ II) 209
Symbolik . . . . . („ „ III) 240
Symbolik . . . . . („ „ IV) 241


AVREOLVS PHILPPVS THEOPHRASTVS BOMBAST PARACELSVS DICTVS
PHILe. THEOPHRASTE BOMBAST
dit Paracelse
Né à Einsideln près Zurich en 1493. Mort à
Saltzbourg en 1541.

„Da du begeistert bist für das Studium der heilsamen Wissenschaft, um die wahre Weisheit, welche von oben ist, zu erkennen, so reinige deine Seele von jeder Befleckung irdischer Lüste, dann wirst du durch das Studium der Schrift deinen Geist mit Nutzen üben. Je reiner du bist, desto mehr wirst du an Einsicht gewinnen und in demselben Masse Gott inbrünstiger lieben, und je inbrünstiger du Gott liebst, desto mehr wirst du dich der wahren Weisheit nähern. Denn was anders ist nach der Befreiung der Seele vom Leibe der Genuss der ewigen Seligkeit, als ein gewisser fortwährender dreiflüssiger Tanz des Geistes, welcher in Erkenntnis und Liebe des unwandelbaren Gutes unter Beihülfe der Gnade Gottes in diesem Leben durch heilige Studien seinen Anfang gewinnt.

Abt Johannes Trithemius an Rogerius Sycamber. 18. Nov. 1506.

Der Mistelzweig als Symbol der Weihnacht und seine Legende.

„Ram war der erste Mensch der weissen Rasse, der direkt inspiriert wurde. Er ist es, den die Hindus noch heute unter seinem eigentlichen Namen verehren — Rama —; er ist es, den die Tibetaner, Chinesen, Japanesen und die Einwohner des ungeheuren nördlichen asiatischen Reiches noch heute unter dem Namen Lama, Fo, Ta, Pa-pa, Pa-di-shah oder Pa-si-pa kennen."

Philosoph. History of Human Race.

Nicht weit von unserer Wohnung stand bis vor kurzem, umgeben von einem tiefen Sumpfe und Erlengestrüpp, ein kleiner Eichenhain, der oft das Ziel unserer Wanderungen war. Manche Stunde innerer Sammlung sah uns unter den knorrigen Aesten im grünen Moose. Einförmig majestätisch rauschte das dichte Laub und half uns aus diesem Rhythmus eines tönenden Schweigens in ein anderes Rauschen hinüberzugleiten, in dem wir selbst der ewige Ton sind, der das Werden und Vergehen der Welt mit seinen harmonischen Rhythmen durchweht.

Als einst der Herbst kam, das grüne Laub dem braunen und gelben Platz gemacht hatte und mit leisem Metallklang zu Boden klirrte, schauten wir traurig nach den Wipfeln, mit denen wir so gut Freund waren, und die nun schwarz, kraus und knorrig ihre Arme der scheidenden Sonne entgegenreckten, als wollten sie sie festhalten, wie weiland der Zwerg Mime mit seinen russigen Schmiedearmen Jung-Siegfried, als diesen der Tatendrang in die Welt trieb. Und als wollte Allvater ihren Wunsch erfüllen, liess er in den entlaubten Wipfeln eine grüne Sonne wachsen, nicht von Eichenlaub, aber zierliche Blätter, zwei und zwei gegenüber, wie Männlein und Weiblein und zwischen ihnen weisse Beeren, wie das Symbol eines höheren Dritten, das aus der Vereinigung jener geboren schien. Die Aeste waren grün goldenschimmernd, als hätten sie Sonnenstrahlen eingefangen und mit ihrem grünen Leben gefesselt, und

knorrig als hätten sie dieselben Widerstände zu überwinden, wie der Eichbaum. Doch war eines seltsam. Das neue Pflanzenwesen, das den ganzen Sommer unter dem Eichenlaub verborgen war und uns jetzt erst auffiel, hatte keine Wurzel, wie andere Pflanzen, die in der Erde wurzeln und ihre Krone in den Himmel recken. Es wurzelte im Eichenholz und entsandte seine Zweige wie eine Sonne nach allen Seiten. So sollen auch wir in der Kraft wurzeln und nach allen Seiten unser Wesen ausstrahlen, unsere Taten Sonnenstrahlen von unserem Leben, unserer Liebe umschlossen. Welch schöne Lehre gab uns der neue Freund!

Da kam zur Winterzeit ein gewaltiger Sturm und warf uns die grüne Sonne aus dem schwankenden und ächzenden Aestegewirr zu und heim trugen wir die heilige Mistelstaude, denn diese war es, die uns Allvater Wotan zur Julzeit gespendet hatte. Nach altem Druidenbrauche schmückten wir zum Feste der Wiederkunft der Sonne unser Heim mit den heiligen Zweigen und mit ihnen zog der Weihnachtssegen bei uns ein, der dem Hause treu bleibt, wo die Mistel Eingang findet.

Seit jener Zeit fehlt der Mistelzweig an keinem Weihnachtsabend bei uns und wenn wir ihn auch nicht am sechsten Tage des Mondes zu geweihter Stunde im weiss wallenden Gewande mit goldener Sichel schneiden, so ist doch unser Empfinden der Mistel gegenüber kein weniger ehrfurchtsvolles. Uns ist die Mistel mit ihrem immergrünen Laub ein Symbol des ewigen Lebens, das auch dann seine Blüten treibt, wenn die Welt, die ihr Zentrum noch nicht gefunden hat, dem Wechsel des Todes unterworfen ist. Ueber allem, das sterben muss um wiedergeboren zu werden, steht die Seele, die gleich der Mistel ihren Mittelpunkt in sich gefunden hat und so dem schmerzhaften Wechsel der Form Halt gebietet. Jetzt beginnt für sie das ewige Grünen und Früchte-Tragen, das Ewige Spenden aus der Fülle des Göttlichen. So wird die Mistel zum Symbol göttlichen Lebens, ja Gottes selbst.

Ohne Gott sein, lehrt die Mystik, ist krank sein. Gott suchen ist gesund werden, Gott finden ist gesund sein. Und das Mittel der Gesundheit ist: Gott in uns aufnehmen. So wird Gott zur rechten Arzenei des Suchenden.

Die Symbolik aller Religionen enthält diese Lehre. Eine Symbolik ist aber nur dann richtig, wenn ihr Inhalt auf allen Ebenen der Wirklichkeit entspricht; so kommt es uns also auch hier zu, zu prüfen ob unser Symbol auf der materiellen Ebene auch das Allheilmittel ist, das Gott auf der göttlichen ist. Da hätten wir dem geistigen Leben mit seiner Krankheit das leibliche Leben mit seinem Leiden gegenüber zu stellen und dem Allheilmittel Gott die Heilkraft der Mistelstaude.

Die Traditionen des Altertums und des Mittelalters geben unserem Symbole recht, da sie alle die Mistel als ein bedeutendes Heilmittel kennen. Dass die Heilkunst der Neuzeit mit der Heilkraft der Mistel unbekannt ist, liegt nicht am Nichtvorhandensein der Kraft, sondern an der Unfähigkeit der Heilkünstler, das wahre Arcanum aus der Mistel (viscum album) zu bereiten.

Schon Hippocrates kannte die Mistel als Spezificum gegen Fallsucht (Epilepsie). Plinius sagt: Manche glauben, die Mistel werde durch heilige Getränke wirksamer, wenn man sie bei Neumond ohne ein eisernes Werkzeug von der Steineiche sammele. Hat sie die Erde nicht berührt, so hilft sie gegen Fallsucht, befördert die Hoffnung der Frauen, wenn sie dieselbe nur bei sich tragen, und heilt, gekaut und aufgelegt, Geschwüre sehr wirksam.“ In einem alten Kräuterbuche heisst es (nach Tragus): Mystel mit Harz und so viel wachs vermischt und überlegt, zeitiget, verzehrt, weicht und zeugt zusammen die ohrmützel (Ohrenzwang) und allerlei Geschwulst. Mit weyrauch vermischt und auf alte geschwür gelegt, heilet sie. Er verzehrt und macht klein das milz mit kalch vermischt. In Summa mystel zeucht heraus allerlei subtile und grobe Feuchtigkeit, zerteilt und verzert danach dieselbigen.“ Nach anderen galt sie als Heilmittel gegen Rotlauf, Pest, Krämpfe, Gicht, Würmer, Fettsucht, Alpdrücken, Verhexung, unter den Druiden als Mittel gegen Unfruchtbarkeit. Besonders geschätzt war sie auch als Blutstillungsmittel!*) Clusius behauptet (nach Culpepper), die auf Birnbäumen wachsende Mistel sei die kräftigste, doch soll sie, um in ihrer magnetischen Kraft nicht verletzt zu werden, nicht die Erde berühren, sondern mit seidenen Tüchern aufgefangen werden. Nach Matthiolus nimmt man Mistel pulverisiert 40 Tage lang in Wein, um die Fallsucht zu heilen. Auch Paracelsus lobt das Mittel wider den Schwindel und die fallende Sucht, gegen schwere Geburt, Spulwurm der Kinder, rote Ruhr, Blutspeyen, Seitenstechen, Quartan-Fieber und Stein (de

*) H. Barfod, Kiel, berichtet nach dem Journal Santé vom 5. Januar 1896 von einem französischen Arzte: Als ich in meiner Jugend in Charolois praktizierte, kam ich einst nach einer Mühle, woselbst ich eine junge Frau an einem Fieber behandelte; über den Hof gehend, bemerkte ich, wie die Schwiegermutter meiner Patientin sechs Butterbrote mit Mistelblättern belegte. Ich sah der guten Alten zu, während sie mir lächelnd zurief: „Ich wette, Herr Doktor, Sie wissen nicht für wen ich diese mit Mistelblättern belegte Butterbrote zubereite.“ Nachdem sie mit allen fertig war, hiess sie mich folgen, und anstatt zu ihrer Schwiegertochter, wie ich anfangs glaubte, führte sie mich in den Kuhstall, in welchem bei einer kalbenden Kuh die Wehen ausgeblieben waren. Nachdem die Kuh die sechs belegten Butterschnitten verzehrt hatte, stellten sich bald wieder die Wehen ein, und nach einer halben Stunde erschien ein grosses, gesundes Kalb. Diese Tatsache war für mich ein grosser Gewinn, denn bei schweren Geburtsfällen habe ich dies harmlose Mittel stets mit bestem Erfolg angewandt, wodurch die gefährlichen Mittel dieser Sphäre entbehrlich werden.“

Tartar.). — Pfarrer Kneipp empfiehlt bei Epilepsie eine Tasse Misteltee den Tag, bei Störungen im Blutlauf 2 bis 3 Löffel Mistel- und Zinnkrauttee nebst den nötigen Wasseranwendungen, auch schätzt er sie als Mittel gegen schlaffe, welke Muskeln und Gefässe, bei Blutungen der Lunge, des Magens und des Uterus (in Verbindung mit Santelholz). — Dettling empfiehlt sie gegen Lungenleiden und Schleimflüsse, Halsleiden und Mundfäule.

Die Astrologen sprechen der Mistel den astralen Einfluss der Sonne zu, was ja mit unserer Symbolik übereinstimmen würde. Dieser Einfluss verbindet sich bei der auf Eichen wachsenden Mistel mit den Jupitereigenschaften der Eiche, bei den auf anderen Bäumen herbergenden mit den jeweiligen Einflüssen der betreffenden Pflanzen.*)

Noch eine Stelle möchte ich hier anführen aus der Geschichte der Magie des berühmten französischen Kabbalisten Eliphas Levi, wo es heisst:

„Der Fortschritt des Magnetismus wird eines Tages zur Entdeckung der absorbierenden Eigenschaften der Eichenmistel hinleiten. Wir werden dann das Geheimnis jener schwammartigen Auswüchse entdecken, welche ihre nutzlose Pracht aus anderen Pflanzen ziehen und sich mit fremden Farben und anderer Saft schmücken und erhalten; die Pilze, die Trüffeln, die Galläpfel, die verschiedenen Arten der Mistel, alle werden mit Ueberlegung in einer neuen Heilmethode verwendet werden, deren Ursprung sehr alt ist. Dann werden wir nicht mehr über Paracelsus lachen, der das Usma von den Schädeln der Gehängten sammelte. Aber wir dürfen nicht schneller vorwärtsschreiten, als uns die Erkenntnis erlaubt; sie hält uns nur zurück, um uns desto besser vorwärts zu bringen."

So hat uns denn die Tradition gezeigt, dass unsere Mistel nicht mit Unrecht als Allheilmittel verehrt wurde und die Symbolik der alten Kelten uns recht geleitet hat.

Wie die Mistel als Heilmittel entdeckt und zum Symbol der Weihenacht wurde, davon habe ich vor Jahren einmal einigen Freunden unter dem Lichterbaum erzählt. Ich wiederhole heute die Legende, wie sie mir von Peter Davidson übermittelt worden ist.

Die Legende von der Mistel.

Vier- bis fünftausend Jahre vor unserer christlichen Zeitrechnung deckten dichte Wälder das ganze Skythenland, das sich vom atlantischen Ozean bis zum Polarmeer breitete. Die schwarze Rasse nannte diesen Kontinent, den sie Insel nach Insel hatte aus dem Meere auftauchen gesehen, „das aus den Wellen geborene Land". Auf den grasigen Steppen, unermesslich wie die Pampas, und in den Wäldern vernahm man den Schrei des Hirsches, das Brüllen der Büffel

*) Ich verweise bezügl. der planet. Einflüsse und astrol. Wirkungen der Pflanzen auf den Artikel: „Astrologie, als Teil des medizinischen Studiums von Prof. Dr. A. Wilder in Bd. XII, 2.

und den Galopp ungeheurer Herden wilder Pferde. Der Mensch der weissen Rasse, der jene Wälder bewohnte, war schon kein Höhlenbewohner mehr, schon konnte er sich den Herrn der Erde nennen. Messer und Aexte aus Feuerstein, Bogen und Pfeil und Schlinge hatte er erfunden, und im harten Kampfe hatten sich ihm zwei Gefährten gesellt, unzertrennliche und ergebene Freunde bis zum Tode: Hund und Pferd. Der Haushund wurde der treue Wächter der hölzernen Hütte, auf dem Pferde erlegte der Mensch den Bären, den Wolf, den wilden Stier, den furchtbaren Panther und den Löwen, die zu jener Zeit noch die dichten Wälder bevölkerten. Die Zivilisation hatte begonnen, die ersten Geschlechter, Stämme und Kolonien fanden sich zusammen, und die Skythen — jene Söhne der Hyper-Boreaner — errichteten ihren Vorfahren steinerne Menhirs*).

Starb ein Häuptling, so wurde seine Kriegsausrüstung und sein Pferd mit ihm begraben, denn man glaubte, er könne dann über die Wolken reiten und den feurigen Drachen in der anderen Welt verfolgen. Deshalb galt das Pferd als heilig. Es nimmt ja auch in den Veden und bei den Skandinaviern eine hervorragende Stelle ein. So begann die Religion in einem Kultus der Vorfahren. Wie das semitische Volk den einzigen Gott, den universellen Geist in der Wüste, auf dem Gipfel der Berge, in der Unendlichkeit des Sternenhimmels fand, so fanden die Skythen und Kelten ihre Götter in den Tiefen der Wälder. Dort hörten sie ihre Stimme, dort fühlten sie die ersten Berührungen mit dem Unsichtbaren, die Visionen von einem Jenseits. Daher ist der bezaubernde und der schreckliche Wald der weissen Rasse so teuer.

Schauende Frauen prophezeiten in jenen fernen Zeiten unter den Bäumen. Jeder Stamm hatte seine Prophetin mit ihrem Collegium von Druidinnen, wie die Völuspa der Skandinavier. Aber diese Frauen, die zuerst gut inspiriert waren, wurden ehrgeizig und grausam, aus guten Prophetinnen wurden böse Zauberinnen und Magierinnen; sie richteten Menschenopfer ein, unaufhörlich rann das Blut von den Dolmen**), begleitet von den düsteren Gesängen der Priester und dem Beifallsgeheul der wilden Skythen.

Unter diesen Priestern lebte ein Jüngling in der Blüte seines Alters mit Namen Ram. Er war zur Priesterschaft bestimmt, aber seine Seele schauderte zurück und lehnte sich gegen diesen blutigen Kultus auf. Dieser junge Druide war ein gelehrter und tugendhafter Mann, mild und ernst; er trauerte im Geheimen über die Irrtümer seiner Gefährten und sagte sich ganz klar, dass ihr Kultus statt Gott zu ehren, ihn verletzen müsste. Die Ueberlieferungen seines Landes kannte er, die Natur war sein beständiges Studium gewesen. In der Kenntnis der Pflanzen und ihrer wunderbaren Tugenden, der aus ihnen bereiteten und geläuterten Tränke und Essenzen war er ebenso bewandert, wie unter den Gestirnen und ihren Einflüssen. Viele Dinge sah er voraus, ferne Ereignisse wusste er. Dies alles verschaffte ihm ein grosses Uebergewicht selbst über die ältesten Druiden. Eine grosse magnetische Kraft entströmte seinen Worten, seiner Gegenwart. Seine Weisheit stand im Widerspruch zur Torheit der Druidinnen, zu den Verwünschungen und Verfluchungen, mit denen sie ihre unheilverkündenden Orakel in den Konvulsionen des Deliriums

*) Menhir ist ein pyramidaler Bau, den „die Adepten oder „weissen“ Menschen der dritten, vierten und fünften Rasse bewohnten“. Viele der vermeintlichen früheren neolithischen Höhlen, der kolossalen, dreieckigen, pyramidalen und konischen „Menhirs“ in Morbihan (Carnac) und der Bretagne im allgemeinen, viele der dänischen „Tumuli“ und selbst der „Riesengräber“ von Sardinien mit ihren unzertrennlichen Begleitern, den „Nuraghi“, sind keineswegs Nachahmungen der Pyramiden von Aegypten, sondern vor ungefähr 850 000 Jahren, als sich das Festland von Europa bildete, erbaut worden. Vergl. Geheimlehre II, 367 und II, 795, 96.

**) Opferhügeln.



entweihten. Die Druiden nannten ihn: „Er, der weiss!", das Volk verehrte ihn als den „Verkünder des Friedens".

Inzwischen wanderte Ram, den die Sehnsucht nach göttlicher Wissenschaft trieb, durch Skythien nach dem Lande des Südens. Dort lehrten ihn die Priester der schwarzen Rasse die geheime Wissenschaft und erlaubten ihm, bestrickt durch sein persönliches Wissen und seine Bescheidenheit, einen Teil seiner geheimen Kenntnisse seinen Landsleuten mitzuteilen. Als Ram aber nach dem Norden zurückkehrte, war er nicht wenig erstaunt zu sehen, dass der Kultus der Menschenopfer heftiger und grausamer denn je geübt wurde, und erkannte in diesem Brauch die Ursache zum Untergang seines Volkes. Wie sollte es ihm aber gelingen jene Sitte auszurotten, die von der Herrschsucht der Druidinnen, dem Ehrgeiz der Druiden und dem Aberglauben des Volkes verteidigt wurde?

Zu dieser Zeit aber überfiel die weisse Rasse eine schwere Seuche und richtete unter ihr schreckliche Verwüstungen an. Ram erkannte darin eine göttliche Strafe. Von ihren Streifzügen in das Land des Südens — Afrika — und aus ihrer Verbindung mit der schwarzen Rasse hatten die Kelten oder Weissen die Keime einer unbekannten und fürchterlichen Krankheit heimgebracht, eine Art Pest. Sie war um so fürchterlicher, da sie zuerst die Sexualpartien ergriff und so alle Hoffnung auf Nachwuchs vernichtete. Das Blut war gänzlich vergiftet, der ganze Körper mit schwarzen Flecken bedeckt, der Atem infiziert, die Glieder geschwollen und von fressenden Geschwüren deformiert und die Kranke verschieden unter furchtbarer Todesangst. In kurzer Zeit war diese schwere Krankheit von Süden bis Norden, von Westen bis Osten verbreitet und richtete fürchterliche Verwüstungen an. Der Atem der Lebenden und der Geruch der Toten förderte die Plage noch. Die Kelten, die so plötzlich davon befallen wurden, waren aufs höchste bestürzt; Tausende ihrer Mannen starben dahin und lagen in den Wäldern, selbst von den Vögeln als Beute gemieden. Niemand konnte dem giftigen Hauche widerstehen. Die Völuspa, die man darüber befragte, verordnete vergeblich Sühneopfer. Zu Tausenden wurden Menschenopfer dargebracht ohne die Geissel zu vertreiben. Die Nation ging zu Grunde. Zum ersten Male wurde diesen unbezwinglichen Kriegern klar, dass rohe Kraft nicht das Höchste war. Die Waffen entfielen ihren Händen. Unfähig zur geringsten Anstrengung schlichen sie in ihren einsamen Lagern umher, mehr Gespenstern als Kriegern ähnlich; und wenn die alten Atlantier damals die Kraft gehabt hätten, sie anzugreifen, so wären sie aufgerieben worden.

Sie nannten die Krankheit „Elephantiasis", da auch der Elephant ihr unterworfen schien.

Als nun Ram dies Elend sah, untersuchte er die Krankheit sorgfältig; ihren Ursprung kannte er, aber nach Heilmitteln suchte er vergeblich. Nun hatte er die Gewohnheit unter einer Eiche zu meditieren. Eines Abends wanderte er also wieder in den geheiligten Forst und setzte sich am Fusse seiner Lieblingseiche nieder. Lange dachte er über das Unglück seiner Rasse nach und verfiel endlich in tiefen Schlaf.

Da schien es ihm als riefe ihn eine mächtige Stimme beim Namen. Er erwachte und sah einen Mann von hoher, majestätischer Gestalt vor sich; der trug das Gewand der Druiden und in seiner Hand einen Stab, um den sich eine Schlange wand. Über die Erscheinung erstaunt, fragte Ram nach seinem Begehr. Der Fremde aber nahm ihn bei der Hand, zeigte ihm auf dem Baum, zu dessen Füssen er geschlafen hatte, einen Mistelbusch und sagte: „O Ram! Da ist das Heilkraut, welches Du suchst," Darauf nahm er von seiner Brust eine kleine goldene Sichel, schnitt den Zweig ab und gab ihn Ram. Nach einigen Bemerkungen über die Zubereitung des Mittels verschwand er.

Der Druide erwachte wie aus einem Traume und war sehr glücklich. Er merkte sich alles genau, was er gehört hatte, und zweifelte nicht daran, dass ihm eine innere Stimme ein sicheres Heilmittel gewiesen habe. Er warf sich

vor der heiligen Eiche, unter der ihm die Vision erschienen war, nieder und dankte der göttlichen Vorsehung inbrünstig. Als er dann sah, dass der Baum in Wirklichkeit einen Mistelzweig trug, schnitt er ihn demütig ab, hüllte ihn vorsichtig in ein Stück Seide, das ihm als Binde gedient hatte und trug ihn in seine Hütte. Dort erflehte er im Gebet die Segnungen des Himmels für sein Werk, begann die ihm mitgeteilten Vorbereitungen zu treffen und sah sie gelingen. Als er den Mistelzweig für genügend zugerichtet hielt, ging er zu einem Krieger, der an der schrecklichen Krankheit litt, und nachdem er ihm einige Tropfen von seinem erhabenen Heilmittel in Form eines gegohrenen Saftes eingeflösst hatte, sah er zu seiner unaussprechlichen Freude, dass das Leben, welches zu verlöschen drohte, wieder aufflackerte und dem Tod seine Beute abgezwungen wurde. Alle Versuche, die er anstellte, hatten denselben Erfolg, und in kurzer Zeit verbreitete sich die Kunde von seinen wunderbaren Kuren weit und breit.

Aus allen Teilen des Landes strömten Leute zu ihm. Der Name Ram's war in aller Munde von Tausenden von Segnungen begleitet. Das Priester-Kollegium wurde versammelt, und der oberste Priester verlangte von Ram, dass er offenbare, auf welche Weise ein solches wunderbares Heilmittel, dem die ganze Nation ihr Heil verdankte, in seine Hände kam. Ram hätte das leicht tun können. Da er aber dem Priesterstand eine besondere Macht verleihen wollte, welche derselbe bisher nicht besessen hatte, deutete er dem Oberpriester der Druiden an, dass, wenn er auch dem Volke die von der Gottheit gezeigte Pflanze bekannt machen wollte, um sie als heilig zu seiner Verehrung zu opfern, er nicht die Zubereitungsart preisgeben dürfte; im Gegenteil dieselbe müsse nur auf das allerheiligste beschränkt werden; mit andern Worten sie müsse ein Geheimnis der Priesterkaste bleiben, um der Religion mehr Macht und Ansehen durch weniger gewaltsame Mittel als die bisherigen zu verleihen. Die Schüler Ram's reisten durch ganz Skythien mit den Zweigen der Mistel; sie wurden als göttliche Sendboten und ihr Meister als ein Halbgott verehrt. Der Oberpriester war sich des Wertes dieses Geheimnisses voll bewusst und hiess es gut so; die keltische Nation wusste, dass sie durch göttliche Gnade dem Mistelzweig die Erlösung von der schrecklichen Plage verdankten, aber zugleich erfuhren sie, dass die geheimnisvollen Eigenschaften dieser Pflanze, die Art sie zu pflücken, zuzubereiten u. s. w. alleiniges Eigentum der Priesterschaft war.

Diese Ereignisse wurden der Ursprung eines neuen Kultus, und seitdem war die Mistel eine geheiligte Pflanze. Ram verewigte ihr Andenken, indem er das Fest des Noel (New Jule) oder Neues Heil, oder Neue Gesundheit errichtete, welches er zu Anfang des Jahres festsetzte und Mutter der Nacht (der neuen Sonne) oder der Grossen Erneuerung nannte.

Wie die Nacht in dieser Periode mit all ihrer Dunkelheit den Nordpol bedeckte, so pflegten die Kelt-Germanen die Nacht als die Quelle des Tages zu betrachten und nannten daher die erste Nacht nach der Sonnenwende „Mutter-Nacht“. Von ihr ist unsere Weihnachtsfeier abgeleitet worden, den ersten Christen war ein solches Fest unbekannt. Jenes geheimnisvolle Wesen, welches Ram in seiner Vision sah, und welches ihn auf den Mistelzweig hinwies, wird in der esoterischen Ueberlieferung der europäischen Weissen „Aese-heyl-hopa“ genannt, das bedeutet: — „Die Hoffnung auf Heil im Walde.“ Die Griechen haben das in Aesculapius verändert, den Genius der Heilkunst, welcher den Magischen Stab, den Caduceus, hält.

Die Ueberlieferung stellt Ram dar, wie er selbst in der dürren Wüste des alten Iran, durch welche er reiste, unerwartete Hilfsquellen findet, denn er entdeckte dort eine Art Manna, dessen Verwendung er dem Volke lehrte. Ausserdem heilte er noch eine andere Epidemie mit dem Saft, den er aus einer Pflanze, die Hom heisst, zubereitete — das ist das persische Ham — das Amomos der Griechen, das lateinische Amomus und das Persea der Aegypter, seines Ursprungs wegen so genannt. Zoroaster sagt von ihr, dass ihr Saft Unsterblichkeit verleihe.

Diese Pflanze wurde unter ihren Vertrauten und Verehrern heilig gesprochen und ersetzte den Mistelzweig, welcher von den Kelten Europas behütet wurde. Man beachte dabei, dass das Wort „Om" das keltische Wort für eine Eiche ist, das ist sehr bezeichnend; man kann dies in interessante Beziehung zu den indischen Namen Aum, Soma. Homa u. s. w. bringen. Mehr als 3000 Jahre vor Christi Geburt sehen wir, wie sich die alten Mysterien von Delphos und Eleusis, wie in Indien, durch die Worte Kansha, Aoum, Pansha, welche die Brahminen heutzutage Kamska Om Pakscha aussprechen, und die von den griechischen Hierophanten in Kanx-Om-Panx umgewandelt worden sind, öffnen und schliessen.

Aber Ram, „der Verkünder des Friedens", hatte noch höhere Bestimmungen, als die oben geschilderte; er wollte sein Volk von einer moralischen Plage heilen, welche viel unglücklicher als die frühere Krankheit war. Als erwählter Hoherpriester unter seinem Volke gab er allen Kollegien der Druiden und Druidinnen Kunde, dass die Menschenopfer aufzuhören hätten. Diese Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch das ganze Land; mancher begrüsste sie mit Freuden, andere wieder sahen darin den Versuch einer Entheiligung. Ram wurde von der einen Partei gefeiert, von der anderen verflucht. Aber weit davon entfernt, vor dem Streit zurückzuschrecken, verstärkte er denselben noch, indem er ein neues Symbol aufstellte.

Jeder weisse Stamm hatte damals sein Stammeszeichen in Form eines Tieres, welches seine erwählten Eigenschaften symbolisierte. Unter den Häuptlingen befestigte ein Teil Graniche, Adler, Geier, ein anderer die Köpfe vom wilden Eber oder Büffel an dem Rahmenwerk ihrer hölzernen Hütten. Das ist der primitive Ursprung der Heraldik. Das Banner, welches die Skythen angenommen hatten, war der Stier, der bei ihnen Thor hiess, das Zeichen der rohen Kraft und Gewalt. Ram setzte das Zeichen des Widders, das mutige und friedfertige Oberhaupt der Heerde, dem Stier entgegen und machte es zum Heereszeichen seiner Anhänger. Als diese Standarde im Zentrum von Skythien aufgerichtet wurde, wurde sie zum Signal für einen allgemeinen Aufstand, und unter dem Volke brach die Revolution aus. Die Weissen teilten sich in zwei Feldlager. Selbst die Seele der weissen Rasse teilte sich in zwei Teile, um sich von der entsetzlichen Tierheit zu befreien. So wurde der erste Schritt dem unsichtbaren Heiligtum entgegen getan, das zu wahrer göttlicher Menschheit führt.

„Tod dem Widder!"*) riefen die Anhänger Thors. „Krieg dem Stier!"*) riefen die Freunde Rams.

Ein furchtbarer Kampf entspann sich zwischen den Anhängern der beiden Prinzipien (der berühmte Krieg des Mahabharata). Der Krieg endete mit dem Siege Rams, des Widders (der Aequinoktialpunkt liegt jetzt nicht mehr im Zeichen des Taurus, sondern im Aries; seit die Sonne aus dem Tierkreiszeichen des Stiers in den des Widders oder Lammes gerückt ist, findet man bei fast allen Völkern die Verehrung des Lammes oder Aries!)

Nach unserer Fassung der alten Mär hatte Ram eine Vision, in der ihm sein Deva Nahousha**) erschien und ihm seine Mission zeigte. Da er den Ausbruch von Feindseligkeiten unter den Völkern Europas seinetwegen vermeiden

*) Der Büffel oder Stier spielt als Emblem der Anbetung eine grosse Rolle. Osiris ging bei seinem Tode in einen Bullen über. Orpheus sang eine Hymne an den Stier. Bal war ein Name Buddhas und findet sich von Indien bis Erin. Die Gegner waren Anhänger von Jao, Ammon, Abram, Ram, Aries oder dem Lamm. Das hebräische Wort Bol stammt vom keltischen Bo, daher das Wort Bulle (engl. bull). Die in Schottland gefundenen Steinbilder von Büffeln sind der Baalsanbetung zuzuschreiben und tausende von Jahren alt.

**) Deva Nahousha ist das höhere göttliche Selbst, das die Griechen mit Dionysius bezeichneten.



wollte, so beschloss er mit den Vornehmsten und Höchstentwickeltsten seiner Rasse nach dem Herzen von Asien auszuwandern. Er verkündete seinen Anhängern, dass er zum Heile der Menschheit den Kultus des heiligen Feuers errichten wollte, dass die Menschenopfer für immer aufhören würden, dass die Vorfahren nicht mehr von grausamen Priesterinnen auf wilden, von Blut triefenden Felsenhöhen angerufen werden sollten, sondern Mann und Weib in Anbetung vereint zu ihnen sich wenden sollten am heimatlichen Herd in der Nähe des reinigenden Feuers. Um dieses hohe Ziel zu erreichen, mussten seine treuen Anhänger mit ihm Europa verlassen und ein neues Land, eine jungfräuliche Erde erobern.

Diese Eroberung richtete sich vom Kaukasus aus gegen die Mitte Asiens, Ram befreundete sich mit den Turaniern, den alten skytischen Stämmen und führte sie zur Eroberung des Hochlandes von Iran. Er erhob die Frau zu neuen Ehren, machte sie zur Priesterin des heiligen Feuers, und stellte sie dem Manne gleich; er begründete die vier grossen jährlichen Feste. Die alten Arier versammelten sich wieder zur Weihnacht in den Sanktuarien der Ariyan-Vaejo, wie sie es in alten Zeiten in ihren unermesslichen Wäldern getan hatten. „Rama mit den Augen der blauen Lotus“ sagt Valmiki (Ramayana), „war der Herr der Welt, der Meister ihrer Seele, und die Liebe der Menschheit, der Vater und die Mutter ihrer Geschöpfe. Er weiss es, allen Wesen die Kette der Liebe zu geben.“ Rama oder Ram war der Erobererer des Landes, welches zu den Füssen des Himavat ruht.

Die poetischen Ueberlieferungen Indiens äussern sich sehr überschwenglich über den alten Kampf zwischen weisser und schwarzer Magie. In dem Krieg gegen die Könige der Djambus wandte Ram, oder Rama, wie ihn die Orientalen nannten, augenscheinlich Wunder an, weil sie über die Auffassung der gewöhnlichen Menschheit hinausgingen; denn die grossen Initiierten besassen die Kenntniss der verborgenen Naturkräfte und ihrer Anwendung. Er gebrauchte alle Arten Blendwerk gegen seine Feinde; oft zeigte er sich selbst unerwartet im Feldlager des Feindes, setzte sich ohne Verteidigung denen aus, die seinen Tod suchten; sagte ihnen, dass er jeden Menschen herausfordere ihn anzugreifen. Wenn die dem Kampfe glücklich Entronnenen ausgeforscht wurden, erzählten sie, dass sie bei seinem Blick wie versteinert gewesen wären; wenn er spreche, schöbe sich ein Berg von Eisen zwischen sie und ihn, denn sie könnten ihr nicht mehr sehen. Um sein Werk zu krönen, schreibt die epische Ueberlieferung Indiens Rama die Eroberung Ceylon's zu, die letzte Zuflucht des schwarzen Magiers Ravana, (der Ramas Weib, Sita, geraubt hatte), auf welchen Rama, den weisse Magier, einen Hagelsturm von Feuer herabsausen liess. Durch seine Macht, sein Genie und seine Güte war Ram zum Meister Indiens geworden und der geistige König der Erde, wie uns die Heiligen Bücher des Orients erzählen.

Nach seiner letzten Vision, welche ihn auf die Ausführung seiner Mission hinwies, versammelte Ram die Könige und Boten seines Volkes und sprach zu ihnen: — „Ich verlange nach keiner höheren Macht als jener, die ihr mir geboten habt; behaltet Eure Kronen und gehorcht meinem Gesetz. Meine Aufgabe ist vollendet. Ich ziehe mich für immer zurück zu meinen Initiierten Brüdern, auf einem Berge des Ariyan-Vaejo. Von dort aus will ich über Euch wachen. Hütet das heilige Feuer! wenn es erlöschen sollte, werde ich wiederkehren und als ein Richter und furchtbarer Rächer unter Euch erscheinen.“ Dann zog er sich mit seinen Brüdern nach dem Berge Albori zurück, zwischen Balk und Bamiyam, nach Paradesa, einen Ort, der nur den Eingeweihten bekannt ist; dort lehrte er seinen Schülern die Geheimnisse des Himmels und der Erde. Seine Jünger reisten nach allen Richtungen, nach Ägypten und Ozeanien, und brachten das heilige Feuer, das Symbol der göttlichen Einheit aller Dinge, und die Hörner des Widders, als Emblem der arischen Religion. Diese Hörner wurden die Insignien der Einweihung, infolgedessen der priesterlichen und königlichen Macht.

Die alten ägyptischen Initierten wurden die „Schlangen auf zwei Beinen“ genannt, und Widderhörner schmückten ihren Kopf, wie man sie am Kopfe des Moses auf einigen alten Medaillen sieht. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte Ram mit der Gestaltung des arischen Kalenders, und ihm verdanken wir den Ursprung der Tierkreiszeichen, denn diese waren das Patriarchalische Testament für die Initiierten. Seltsames Buch! geschrieben von Sternen und himmlischen Hieroglyphen am grenzenlosen unermesslichen Firmament, und begonnen mit dem himmlischen Aries. Viele Jahrhunderte lang glaubte das Volk, dass Rama noch immer die Krone mit den Hörnern des Widders trage, und dass er noch immer in seiner Zurückgezogenheit in den Bergen lebe.

Soweit hatte mir Davidson die Geschichte erzählt. Ich entsinne mich noch genau des Abends. Als er geendet hatte, sassen wir eine Weile still, dann stand einer auf und sagte zu uns: „Freunde, wir haben soeben die Geschichte des Meisters unserer Rasse gehört und seines Zeichens. So ist uns also das Weihnachtsfest ein Erinnerungsfest an ihn, und damit ein Erinnerungsfest an die Brüderschaft, deren Einer er war und ist. Lasst uns ihrer gedenken, die in hingebender Liebe die Geschicke unseres Lebens leiten als die fleischgewordenen Worte des Gesetzes des Lebens. Lasst uns das Weihnachtsfest wieder erhöhen zu dem Fest der Weihe des Menschen, der den schmalen Pfad zur Göttlichkeit geht, den Pfad, der ihn in die Brüderschaft, die noch heute ihre Pforten für den wahrhaft Suchenden aufhält, hineinführen wird.“

Dies ist die Legende von Ram und der Mistel. Sie schliesst bedeutungsvoll mit dem Hinweis auf die uralten Meisterlogen, von deren Existenz uns H. P. Blavatsky und vor und nach ihr viele Initiierte Kunde brachten. Noch heute hat die Erde ihre geistigen Zentren in den Bergen des Himavat, in den Einöden Aegyptens und in den Felsengebirgen Mittelamerikas. Dort leben jene Heiligen, die den niederen Menschen überwunden haben und in das Leben des höheren eingegangen sind. Einer von ihnen war auch jener Jesus, der Nazoreer, dessen Weihefest die Christenheit heute begeht. Auch er ist in der Geheimlehre nur das neuere Symbol für den Meister der weissen Rasse, von dem wir soeben hörten. Mag man das Fest nun so oder so deuten, eins wollen wir festhalten: Die Weihnacht sei uns das Fest der Wiederkehr des Lichtes, nicht nur des äusserlichen, des Sonnenlichtes, sondern auch des inneren Lichtes, ob wir dieses nun Christus, oder Ram, oder den Meister nennen, in allen Fällen ist es unser höchstes Ideal, dem wir zustreben und das uns als aus der Gottheit geboren sicher auch zu ihr leiten wird.

Möchte uns die Mistel in Zukunft wiederum das Symbol dieses Göttlichen werden, als welches es einst eingesetzt wurde!

P. Z.

Das Seelchen, eine Geschichte von der Reinkarnation.

Ganz zart und fein und durchsichtig schwebte es daher. Mit feinem Silberglanz und doch mit leuchtendem Licht. Und leuchtender Aether — millionenfarbener und doch farbloser Schimmer umgab es — erfüllte es — das zarte, feine, durchsichtige Seelchen im ewigen, strahlenden Licht. Es hatte lange so zugebracht. Wie lange? das wusste es nicht, — denn in dem Zustand, in dem es sich befand, — schwand Zeit und Raum: „ein Tag war wie tausend Jahre, und tausend Jahre waren wie ein Tag.“ Aber glücklich war es gewesen — ruhig — in vollendetem Frieden, — soviel war ihm bewusst.

Nun fühlte es plötzlich, dass es dachte — dachte, so wie es einstmals gedacht hatte — — gar oft — aber ebenso oft auch wieder nicht! — Mit diesem Bewusstwerden der Denkfähigkeit schwand aber auch der friedvolle Glückszustand, — — — eine Unruhe — ein Wünschen erstand in dem feinen Seelchen — noch ohne Objekt — noch nicht in klare Form gefügt.

Es dachte: was das wohl sei, was es zu wünschen begann? und es schaute um sich. Gar viele seinesgleichen schwebten — glitten umher — alle in verschiedenem Licht — in leichter oder dichterer Durchsichtigkeit.

Das Seelchen fühlte sich Eins mit Allen — — nur als das Denken intensiver wurde, liess dies Einheitsgefühl ein wenig nach — das Seelchen begann sich zu individualisieren. Wohl verstand es noch ohne Worte — nur intuitiv, was die Uebrigen fühlten und wollten, — doch es empfand sich schon von ihrem Wollen verschieden. Noch ein Weilchen und es begriff, was sein Zustand bedeutete: zu neuem Erdenleben drängte es — zu neuem Leid — zu neuer Freude. Der Wille zum Leben war's, zur Individualisierung, der langsam und leise in dem Seelchen erwachte.

Fein und zart wie es war, erschauderte es — denn ach! das Erdenleben, — dessen entsann es sich jetzt genau, — brachte so viel Rauhes, Brutales. Und je mehr es dachte, je deutlicher trat ihm dies in die Erinnerung. So viele Male hatte es im Verlauf der Jahrtausende vor solch einer Wiederverkörperung gestanden, immer getrachtet, die Lieben aus den vergangenen Erdenlebensperioden wieder um sich zu vereinen. Oft hatten sich diese bereits

in ganzen Familien zusammengefunden; meist hatten sie auch das Seelchen bei seiner Ankunft im irdischen Dasein mit Freuden begrüsst. Zu öfteren Malen war auch alles noch eine längere oder kürzere Zeit ganz gut gegangen — aber — aber — das Seelchen erwies sich als zu zart, zu fein — die anderen standen zu tief in der materiellen Form — nach einer Weile konnten sie das Seelchen nicht mehr verstehen, — es war traurig und einsam geworden — hatte Freundschaft und Liebe ausserhalb der Familie gesucht — war Gleichergearteten näher getreten und den sogenannten Nächsten ferner und fremder geworden.

Nach solchen Freunden suchte es jetzt. Was war in all der Zeit — denn schon rechnete es wieder mit Raum und Zeit — was war aus ihnen geworden? — wo waren sie, während das Seelchen in Devachan Ruhe, Friede, Vollkommenheit geträumt?

Nun öffnete es den schauenden Blick. Die merkwürdige Welt des Astralen wurde ihm deutlich: die Wesen und Naturgeister, die kleinen und grossen Kräfte der Welt, die man auf Erden nicht sieht. Aber das Seelchen bangte sich nicht; — es kam von glücklicheren Gefilden — es war noch ausgerüstet mit einem guten Teil Mut — und göttlichem Verständnis. — Es schwebte vorbei an den suchenden, gleitenden, blitzschnell dahinjagenden und ebenso rasch sich verändernden Formen, die jedmögliche Gestalt annahmen, ohne sie nur zu streifen — begann das Seelchen zu suchen.

„Wen? — ja, wen suche ich denn?" frug es sich selbst. „Die Freunde? — Wo sind sie?"

Sie waren wohl schon zur Erde zurückgekehrt — die meisten von ihnen, denn die Zeit war für sie gekommen.

Da entdeckte es eine Gruppe von herrlich leuchtenden Gestalten — ja, das waren Freunde — Geliebte!

Schon befand es sich bei ihnen: alle waren geschäftig und beschäftigt, denn sie standen auch grade vor ihrem Wieder-in-die-Form-Treten auf Erden. Jubelrufe erschallten, als das Seelchen kam.

„Ach Du Feine, Zarte — kommst Du? willst Du mit uns? — Wir sammeln soeben die Freunde um uns und unsere Eigenschaften in uns. Du bist geliebt und willkommen so hier, wie später auf Erden!"

„Wo geht Ihr hin? Was wollt und müsst Ihr werden? Wohin schickt Euch Euer Karma?" frug begierig das Seelchen.

Mancherlei Antwort kam zurück: wohl wären sie gern alle beisammen geblieben — in einem Lande — in einer Nation, einer Familie! jedoch das liess sich nicht machen. Der Eine hatte diese, der Andere jene Samenkörner in vergangenen Existenzen ausgestreut — die waren aufgegangen und warteten der Reife, mussten geerntet

werden. Es waren der Ursachen so viele gegeben — die Wirkungen wollten gelebt und gelitten sein! —

Sie alle gingen dem neuen Erdenleben mutvoll, weil verstehend entgegen. Sie alle hatten gewählt und waren in jenem Moment ihrer diesmaligen Entwicklung angelangt, wo sie noch einmal die Geschehnisse des vergangenen Daseins klar und wahrhaftig im Akasha, dem grossen Weltbilderbuche, lesen konnten, darin jede Handlung, jeder Gedanke, wie in einem Riesengehirn eingeprägt ist. Aber ebenso klar und wahrhaftig erschauten sie auch die künftigen Ereignisse ihrer jetzt beginnenden Erdenexistenz: sie wussten, sie hatten das zu leben, was sie da sahen, denn sie selbst hatten es so geschaffen — so gewirkt. Sie standen in der einen grossen Stunde zwischen den beiden Inkarnationen, wo sie Alles erschauten, erfassten — wussten! — Sie nahmen das nun beginnende Schicksal mit ergebener Kraft auf sich — führte es sie doch zu höherem Wissen, zu herrlicherer Entwicklung!

So weit war das Seelchen noch nicht. — Die Uebrigen glitten davon — in aller Herren Länder harrte ihrer die Geburt.

Da erschaute das feine Seelchen wiederum eine Gruppe Beratender: Helfer waren es: gute, edle, jetzt inkarnierte Menschen, deren höheres Selbst hier auf zarterer Vibrationsebene ihres hehren Amtes walteten: den Mitmenschen Hilfe zu spenden. Zu ihnen gesellte sich Seelchen. Es lauschte eine kleine Weile ihrem Tun und dann wagte es schüchtern die Bitte:

„Ihr helft so Vielen, — wollt Ihr auch mir helfen?"

„Gewiss" — „aber was können wir für Dich tun?" — „Ihr, die Ihr incarniert seid — dort auf der physischen Ebene, in Menschenformen, wo ich nun auch bald wieder hin muss — könnt Ihr mir gute Menschen zeigen — solche, bei denen es schön wäre Kind zu sein?" —

„Ja, Liebling — was warst Du denn in Deinem vergangenen Leben? Du scheinst so zart — so fein." —

„Ach," lächelte die Gefragte — „ich war zuletzt ein Prinzenkind — — ich habe schon so viele Inkarnationen durchgemacht — so viele und alles Leid der Welt getragen und da kam ich die letzten Male bereits zu hoher Geburt — aber es war nicht schön — nein, das möchte ich nicht mehr! Ich möchte freier sein und intellektueller und nicht so in lächerliche Unwissenheit gebannt über das Elend der Welt. Ich habe das grosse Mitleid in mir — und mit den Armen und Elenden möchte ich leben."

Sie schauten es wehmütig an —: „Wie willst Du zurück in die schmerzlichen Verhältnisse der Armut — Du Zarte — Feine?"

„Ja! ja! ich will!" sagte das Seelchen und glaubte, was es sagte.

„Nun so komm mit mir" — bedeutete ihm ein starker, hoher

Geist. „Ich lebe dort, wo Du hin willst und gute Menschen kann ich Dir zeigen.“

Da waren sie bereits inmitten der Armen — zwischen den Elenden und Arbeitenden.

Ach! – ähnliches hatte das Seelchen lange nicht erlebt — seit vielen Inkarnationen nicht – das lag weit hinter ihm – die Erfahrungen, die hier zu machen waren, es hatte sie längst gemacht. Helfen und leiten — wie es starke Seelen hier vermocht hätten, dazu fühlte es sich nicht berufen. Es sah ein – es konnte nur noch geistig wirken – dem rein materiellen Leben war es entwachsen — die Erinnerung, dass es all diesen Jammer des Stoffes auch einmal erlitten hatte — war nur noch schattenhaft in ihm — und machte es kaum mehr erschaudern. Nein — hier hatte es nichts zu tun.

Wohin aber sollte es sich wenden? Ein wenig ratlos schwebte es dahin — da — plötzlich ward es sich bewusst in einem herrlichen Park zu sein; vor ihm wandelte ein junges Menschenpaar. Schön, kraftvoll und elastisch der Mann, mit grossen braunen strahlenden Augen — süss, liebreizend die blonde Frau in lieblichster Jugend.

Seelchen war entzückt! – Die sanfte Stimme des jungen Weibes sprach: „Siehst Du, Ewald, wenn wir nun ein Kindchen, ein feines, zierliches Mädchen hätten – hier auf diesem herrlichen Fleck Erde müsste es in der Sonne sitzen — und die Vögel singen und den Bach plätschern hören und glitzern sehen.“

Er lachte. „Ja, wenn!! aber dürfte es kein Büblein sein? —“

„Nun“ lachte auch sie — „ich nehme auch einen Buben. Aber lieber wäre mir ein Mädelchen – da hätt' ich mehr davon — und wenn Du malst – wär ich nicht so allein.“

Er umfasste sie liebkosend, und lachend — küssend wandelten sie dem Schlösschen im Parke zu. — — —

Die Beiden erwählte sich das Seelchen zu Eltern. In diesem Liebes- und Schönheitsidyll wollte das zarte Feine wieder Mensch werden. – Diesem jungen Paare glaubte es sich ähnlich — sein Kind konnte es werden. —

Es kam eine anstrengende Zeit für das Seelchen. Seine Sankharas musste es sammeln: alle in früheren Leben erworbenen Eigenschaften, Kenntnisse, um den im diesmaligen Dasein erforderlichen Charakter zu bilden. Den eigenen Körper musste es in seinem Formenfortschritt im Mutterleibe bewachen und bilden helfen; – ja, es hatte grosse Arbeit zu tun, das zarte feine Seelchen.

Aber seine Hauptbemühung galt dem Versuche sich geistig mit seiner jungen Mutter in eine Fühlung zu setzen. Das schien das allerschwerste. — Während Seelchen sehr gut verstand und hörte, was seine Eltern mitsammen sprachen, taten und zu seiner

Geburt vorbereiteten — schien die Scheidewand zwischen dem Astralen und den physischen Möglichkeiten zu dicht — für's Erste wenigstens. Das junge Menschenpaar spürte den Geist ihres künftigen Kindes nicht. Wenn sie im Schlafe lagen und ihre Seelen sich auf höhere Ebenen erhoben — da kam das Seelchen ihnen wohl oftmals ganz nahe — aber sie vermochten nicht sich im Astralen ihres Zustandes bewusst zu werden: Ein traumhaftes Dahindämmern, in dem sie sich mehr mit irdischen Interessen befassten — allenfalls ein kurzes Erkennen, dass ein ihnen zustrebender Geist in ihrer Nähe weilte — und schnelles wieder in die materielle Welt Hinabsinken war alles, was möglich schien.

Seelchen wurde ganz zaghaft. Hatte es sich dennoch getäuscht mit seiner Wahl? Standen sie zu tief in der Erdenstofflichkeit, die beiden reizenden Menschen? — Jetzt war es zu spät zu ändern, es musste sein in's Dasein gerufenes Schicksal ausleben, sein Karma ertragen.

Der Augenblick der Geburt nahte heran. — Die junge Mutter befand sich allein — ein wenig angstvoll vor der bevorstehenden schweren Zeit spielte sie doch lächelnd mit den niedlichen Kleidungsstücken des künftigen Lieblings.

Da schwebte das Seelchen ganz dicht zu der Erwählten und flüsterte, weil es sie ermutigen wollte, in ihr Ohr: „Mutter — fühlst Du mich nicht? Ich liebe Dich!" — Ja — die Mutter hatte gehört — aber entsetzt liess sie das Mützchen, das sie soeben tändelnd über die Hand gezogen hatte, fallen, stiess einen gellenden Schrei aus und versank in tiefe Ohnmacht. Das Seelchen floh erschreckt vor dem, was es angerichtet!

Im Hause der jungen Eltern ging es plötzlich trübe zu. Als die junge Mutter wieder aus ihrer langen Bewusstlosigkeit erwachte und den Gatten über ihre Stirn gebeugt erblickte, schlang sie angstvoll die Arme um seinen Hals — und flüsterte ihm zu: „Schick' Alle fort — ich muss Dir etwas Schreckliches sagen."

Als sie sich nun allein befanden — Zofen und der jetzt stets auf dem Schloss anwesende Arzt sie verlassen hatten — schmiegte sie sich an den jungen Grafen, indem sie leise und furchterfüllt stammelte: „Ich habe den Geist unseres Kindes gehört! — ganz deutlich — er sprach zu mir — aber ich fürchte mich schrecklich."

Er sah sie angstvoll an, denn er glaubte ihr Verstand sei in Gefahr; sie aber richtete sich auf und bat: „Ach, glaube nur nicht, dass ich irre rede — es ist ganz bestimmt wahr. Ich hörte die Stimme — eine süsse, zarte Stimme, so deutlich wie die Deine — aber es war so schauerlich! lass' mich nie mehr allein — ich fürchte mich sehr." —

So blieb es: keine Sekunde wollte die Gräfin allein bleiben —

sie verlegte ihren Aufenthalt ganz in das Atelier des Grafen, wo sie früher des starken Terpentingeruches halber gar nicht gerne weilte — und er, den die Gegenwart seiner kleinen nervösen Frau immer am Malen verhinderte, weil sie ihn und seine Zärtlichkeit ganz und gar in Anspruch nahm, zog es nun vor, neben ihr zu sitzen, ihre Hände zu halten und ihr wieder und immer wieder die „Gehörhallucination,“ wie der Arzt das gefürchtete Phänomen erklärte, auszureden.

Seelchen war tief traurig über diesen Zustand der Dinge — sollte denn wirklich seine diesmalige Mutter nur Schrecken vor seiner Nähe empfinden? Es wagte kaum mehr der jungen Frau zu nahen und auch das Sammeln seiner vielen schönen und herrlichen Eigenschaften — mit denen bewaffnet es einen wahrhaften Prachtmenschen in diesmaliger Inkarnation hätte abgeben können — betrieb es in einer müden, lässigen Weise.

Einige der guten Helfer, irdische und geistige, versuchten es zu ermutigen — aber sie konnten nur wenig erreichen: das Seelchen blieb verzagt.

Es kam der grosse, der schwere Moment der Erdengeburt — Seelchen musste seinen freien körperlosen Zustand verlassen, es sollte hinein in den kleinen unbeholfenen Kerker des neugeborenen Kindes. Noch hatte es eine Zeitspanne für sich: den Moment des „Wissens“ des Vorherundzurückschauens des vergangenen — des zukünftigen Lebens.

Schnell wie ein Wandelbild zog Scene an Scene vorüber. Es sah auch dieses beginnende Dasein würde kein glückliches — kein langes sein! Das sah es deutlich — aber Seelchen begriff! in der vergangenen — in seiner bevorzugten Prinzenexistenz hatte es nichts getan, sich ein besonders glückliches Karma zu wirken: die guten Taten, die es reichlich um sich her geübt hatte — schufen dieses mal auch hohe Geburt — vornehme üppige Verhältnisse — aber das Prinzenkind hatte seine guten Werke ohne innere Erhebung ausgeübt; es war ihm so leicht, so selbstverständlich gewesen — Opfer hatte es keine gebracht. —

Es war durch eine verfeinerte Erziehung und Lebensweise subtil raffiniert und mit allerlei schönen Talenten begabt worden — aber das hatte den Charakter zur diesmaligen Verkörperung nicht gestärkt: gütig, zartfühlend, aber empfindlich und übertrieben empfänglich war es dadurch — — schlecht für das kommende Leben ausgestattet! — Es würde zu ernten haben, was es gesät und gewählt! —

Die Qualen der Geburt, des Eingehens in den engen Kindeskörper begannen. Seelchen hatte sie zu tausenden Malen durchgemacht. Es wusste, hier gab es kein Entrinnen: dies war bei weitem

schmerzlicher, als der später zu erwartende Tod, das sich wieder Trennen vom Menschenkörper. Der war Befreiung — dieses hier Gefangennahme!

Die junge Mutter litt sehr — und ihr Gatte stand unter qualvollem Schuldbewusstsein neben ihr. Hätte er dies geahnt — gewusst, nicht würde er sich das Kind gewünscht, — nicht die Geliebte diesen Todesnöten ausgesetzt haben!

Doch auch diese Stunde erreichte ihr Ende und mit dem ersten Schrei der kleinen „Eva", wie die jungen Eltern die neue Bewohnerin ihres irdischen Paradieses tauften — schien alles Weh vergessen. Sie freuten sich des Kindleins, verzärtelten es und spielten damit, wie sie es mit sich selber taten.

Jetzt kam eine lange Weile, wo Seelchen nichts von sich wusste. Im Dämmer seines neugeschaffenen Gehirns gaben nur äussere Eindrücke — das „Lebenlernen" etwas Licht. Das erste Jahr auf Erden verging in Halbschlummer — und Wiedererinnern.

An Evchen's ersten Geburtstag meinte der Vater: „Eigentümlich, warum klein Evchen so lange nicht sprechen lernt — ich habe mit dreiviertel Jahren angefangen — und Du Schatz mit einem Jahr, wie Deine Mama behauptet."

Da schauderte die junge Frau zusammen: „Sprechen? — Ja — mein Kind hat ja schon längst gesprochen — schon damals — Du weisst doch! — —"

„Aber Herzensweib! Du wirst doch an die Torheit nicht mehr denken. — Hör' nur, wie herzhaft das Evele schreit — so redet keine Geisterstimme." —

Da liess sie ihre noch immer leise nachzitternde Angst beschwichtigen. — Aber die Seele ihres Kindes hatte den nachhaltenden Schrecken in der geliebten Mutter, an der es jetzt mit tierischen Wohlbehagen hing — erfasst" — und „sprechen" erschien nun auch ihr wie ein Gefürchtetes, zu Meidendes.

Wieder ein Jahr und Evchen sprach noch immer nicht; ja, kein leisestes Lallen bildete der süsse kleine Mund.

Was es wünschte, das verstand es ganz gut seiner Umgebung zu zeigen — seine grossen Augen und kleinen Händchen waren unendlich ausdrucksvoll — aber kein artikulirter Laut gab Zeugnis von seiner intellektuellen Entwicklung.

Die Aerzte behaupteten keinen Grund für dieses rätselhafte Stummsein zu finden und die jungen Eltern hofften von neuem. Die Gräfin umgab ihr stummes Kindchen mit doppelter Liebe und Kosung.

* * *

Es kam ein warmer klarer Frühsommertag — klein Evchen lief mit den winzigen Füsschen auf weichem, wohlgepflegtem Rasen,



an jenem Plätzchen im Park, das einst die Gräfin für ihr Kindchen bestimmt. Die Mutter sass auf einer Bank, mit den weissen Händen dem Kinde neckend Blumen und Gräser zuwerfend und sang dabei mit sanfter Stimme ein Liedchen, eines jener süssen Kinderlieder, die aus der Volksseele zur Mutterseele strömen, um das Kinderseelchen zu erheben, zu beglücken.

Evchen horchte hoch auf — die dunkelblauen Augen wurden grösser und ernster — ein Ausdruck nicht von dieser Welt trat in sie — die kleinen Füsse trippelten auf die Mutter zu — die Aermchen schlangen sich um die blumenwerfenden Hände und Worte, Menschenworte — nicht kindisches Lallen enttönten dem rosigen Munde: „Mutter! Ich liebe Dich!“ sagte die süsse, klare Stimme.

Mit einem Schrei des Entsetzens stiess die Gräfin die Kleine von sich: „O Gott! das ist wieder die Stimme — der Geist!“ — — sie wollte aufspringen, fliehen — aber wieder, wie damals umnachtete eine Ohnmacht ihre Sinne — sie sank schwer auf den Rasen nieder.

Die Kleine erschrak furchtbar. So tief — so bis in's innerste Mark wirkte der Schrecken, der das Kind erschütterte — dass es nicht schreien, nicht weinen konnte. Es stand und zitterte — die Zähnchen schlugen wie im Fieber aufeinander, — bis es jammernd und winselnd wie ein verwundetes Tier zur Mutter hinsank.

So fand man Beide. Die Wärterin brachte das Kindchen sofort zu Bette. Auch die Gräfin wurde in ihr Zimmer gelagert. Angstvoll barg sie ihr Köpfchen an des Gatten Herzen und flüsterte leise: „Der Geist hat wieder gesprochen — o, ich habe Angst — Angst.“

Weiter war nichts aus ihr herauszubringen. Der Gatte versuchte sie zu überzeugen, dass eben nun endlich das Kind zu sprechen beginne — der Arzt versicherte: wenn ein Kind so lange nicht sprechen lerne, es dann gleich in verständlicher, entwickelter Rede sich auszudrücken vermöge — der Zeitpunkt des kindlichen Lallens sei übersprungen worden. — —

Aber all das Zureden half nichts, die Gräfin konnte ihren Schrecken nicht verwinden — ihre Angst nicht meistern.

Als es sich nun gar erwies, dass Niemand sonst die Kleine ein Wort hatte sagen hören und das Kind in seinem Bette auch jetzt nur mit grossen, traurigen Augen um sich schaute — da begann man ernstlich an dem Verstand der jungen Mutter — welche ihr Töchterchen nicht einmal sehen wollte — zu zweifeln. Man glaubte, nachdem Tag um Tag vergangen war und die Kleine stumm wie zuvor blieb, dass irgend ein Zufall Mutter und Kind erschreckt habe — und die Gräfin dadurch in ihre frühere Hallucinationsidee zurückverfallen sei. — —

Es kamen trübe Tage für das Schloss. Der junge Vater ver-

suchte seinem Evchen die verlorene Zärtlichkeit der Mutter zu ersetzen — aber das Kind blieb traurig und sah ihn mit ernsten, hoffnungslosen Blicken an. — Er fing an, den Schauder seiner Frau vor diesem stummen, unnatürlichen Kinde zu begreifen. Mehr und mehr überliess auch er es den Wärterinnen und weihte sich ganz der „Heilung" seiner Gattin.

Diese Heilung jedoch blieb aus. Die junge Gräfin erschien in allen Dingen wieder normal; auch ihre Heiterkeit kehrte zurück; sie hing mit unveränderter, glühender Liebe und Zärtlichkeit an ihrem Gemahl — — nur in dem einen Punkt trat keine Veränderung ein: sie blieb bei ihrer merkwürdigen Behauptung, bei ihrer fixen Idee, wie man es jetzt nannte. Bald hiess sie in der ganzen Gegend: Die gestörte Gräfin. Man verwunderte sich nicht allzu sehr über ihre Verrücktheit, denn das Unglück ein stummes Kind zu haben war ja entsetzlich genug.

Die Aerzte aber verwunderten sich nicht über die Neurasthenie der Mutter; aber über die Stummheit des Kindes, über welche nach so langer Zeit kein Zweifel mehr herrschen konnte. Der Grund der Verwunderung war dieser: ein Kind ist in der Regel nur deshalb stumm, weil es nicht hört, weil es keine Laute nachahmen kann. Taub aber war die kleine Komtesse nicht, das zeigte sich zu hundert Malen. — Das kleine Ding zeigte eine ganz ungewöhnliche Hingabe an die Musik — mit einem sanften Lied, gesungen oder auf der Violine gespielt, die der junge Graf mit viel Talent behandelte, vermochte man dem ernsten Gesichtchen ein Lächeln abzugewinnen: Evchen kam durch viele Zimmer getänzelt in seiner graziösen Elfenhaftigkeit, angelockt vom Klang der Töne. Warum also war es stumm? —

Man liess Lehrer und Lehrerinnen aus den grossen Taubstummen-Instituten der Schweiz kommen — alle Methoden wurden versucht dem Kinde das Sprechen beizubringen — aber sobald die Versuche begannen, verfinsterte sich das Gesichtchen — bis ein eigentümlicher Ausdruck darin hervortrat, von dem der bedeutendste dieser Lehrer sagte: „es ist oft, wie eine Art Trotz — oft, als ob sich die Seele plötzlich in sich selbst zurückzöge und sich gegen unsere Versuche verschlösse, so fremd, kalt und verständnislos wird der Blick der kleinen Komtesse."

Kam aber dieser Trotz in das Antlitz der Kleinen, dann vermochte nur die Musik des Vaters — die liebkosende Stimme des Grafen das Kind zu beruhigen, das stille Weinen, in welches es in solchen Momenten ausbrach, zu beschwichtigen.

Man gab auch diese Sprachversuche auf. Nur durch die Töne der Musik trachtete man veredelnd auf das Töchterchen zu wirken. Als es fünf Jahre zählte, begann auch die Mutter sich wieder mit

der Kleinen zu beschäftigen — Eva war ja von Allen für absolut stumm erklärt, und die Gräfin fing selbst an, jene beiden rätselhaften Stimmäusserungen ihres Kindes für Hallucinationen ihres eigenen Gehirnes zu halten. Ganz heimlich wurde es jedoch Mutter und Kind niemals, wenn sie ohne den Grafen allein beeinander waren.

Da geschah es wieder einmal, dass die Gatten mitsammen im Boudoir der Gräfin sassen, und sich umschlungen haltend, von dem grossen Unglück, das sie in der Stummheit ihres Kindes betroffen, flüsterten. Die Kleine spielte im anstossenden Wintergarten. Plötzlich erklang von dort ein zartes leises Singen. Beide horchten auf: es war ein Lied — mit menschlichen Tönen gesungen — aber doch fast mehr an den Gesang eines Vogels mahnend — keine Worte begleiteten die Melodie, die von lieblicher zarter Stimme ihr Ohr traf. —

Beide hielten sie den Atem an — der Graf wollte aufspringen — wollte freudig zur kleinen Sängerin hinein eilen — aber beschwörend hielt ihn die Gräfin zurück. Sie erbleichte und raunte angstvoll in sein Ohr: Um Gotteswillen — nein! — bleib! es würde niemals mehr singen — sowie es niemals mehr gesprochen hat!" —

Entzückt lauschte der junge Vater dem zarten Gezwitscher seines Töchterchens — als es verstummte ging er leise auf den Zehen in den Wintergarten: er fand die kleine Sängerin friedlich entschlummert. Er hob sie auf — legte sie auf einen Diwan — nahm seine Violine zur Hand und begann leise die Melodie zu spielen, die das Kind vorhin in so eigentümlicher Weise tremuliert. Ein seliges Lächeln erschien auf dem Gesichtchen; verwundert aud gerührt begegneten sich die Blicke der jungen Eltern.

Dies merkwürdige Gebahren währte fort: Wenn die Kleine allein war und sich unbeobachtet glaubte, liess sie ihr süsses, ungemein bewegliches Stimmchen erklingen — ein Trillern und Jauchzen nur mit der Nachtigall Sang zu vergleichen; war sie wieder unter Menschen, so schloss sich das Mündchen als ob ihm nie ein Ton entflohen.

Aerzte, Wärterinnen schüttelten die Häupter — Niemand verstand das eigenartige Kind; nur eine alte Frau im Schloss, die allerei Getier unter sich hatte und für eine Art Wunderdoktorin galt, meinte: „Das Komtessel wird nicht älter als sieben Jahr. Solche Kinder treibens niemals länger!"

Und wenn man frug: „weshalb nur sieben Jahr?" so antwortete die Alte: „Weil erst mit sieben Jahren die Seele sich entscheidet, ob sie beim Menschen bleiben will oder nicht. Und solche Kinder, die haben Seelen, die nicht in diese Welt gehören — die gehen wieder davon!"

Auf derlei Reden der Alten hörte man zwar nicht — aber sie

wurden zur Wahrheit. Je mehr sich die Kleine dem siebenten Jahre näherte, je absonderlicher, aber auch zarter, elfenhafter erschien sie.

Kein bestimmtes Leiden war zu erkennen: das Leid des Lebens genügte sich als zu schwer für das kleine Wesen zu erweisen.

Unverstanden, wie es von denen war, die es sich für seine kurze Erdenlaufbahn zu Genossen erwählt hatte, so unverstanden an Leib und Seele entschwand der feine, zarte Geist dem kleinen Körper.

Das eine Händchen auf dem Herzen, die grossen, blauen Augen offen, gleichsam fragend hinauf zum Himmel gerichtet, so fand der Vater sein „Wunder-Evchen“, wie er es nannte, eines nachmittags — im Wintergarten — entschlafen!

Das Seelchen aber hatte in jener Schauung, die der letzte Moment jedes Erdenlebens gestattet, erkannt, dass es auch dieses Mal fehl gegangen war, falsch gewählt, falsch gehandelt hatte: zuerst, als es sich von seiner Vorliebe für das Aeussere seiner reizvollen Eltern in ihr Haus führen liess, dann, als es der geistig noch unreifen Mutter in seelischer Annäherung sich verständlich machen wollte, und endlich, als von plötzlicher, liebender Entzückung getrieben, das irdische Körperchen dem seelischen Impuls gefolgt war, die selbst auferlegten Schranken des Stummseins durchbrochen — und die Mutter tödlich entsetzt hatte!

Nun war es wieder frei, das zarte, feine Seelchen, schwebte wieder im ewigen, strahlenden Licht — strebte hinauf! — hinauf!

Die Erdensehnsucht war gestillt! — Sein Wünschen ging nach leichteren, lichteren Sternen! — Gewiss war auch dort Leid zu leben und zu dulden, aber vielleicht leuchteten andere, verständnisvollere Wesen dem zarten, feinen, schimmernden Seelchen dort entgegen!

Das wünschte es sehnlichst! Denn — Hoffnung — Glaube und Liebe durchzitterte noch immer das Seelchen!

Baronin Helene von Schewitsch.

Die Fremde. — Die bunte Menge schwirrte durch die Hallen.
Nur eine Dame lehnte bei dem Lüster
Am Spiegel; lässig, schön, ein wenig düster.
Ihr Fächer war der feinen Hand entfallen.

Ich hob ihn auf und hörte mich verneigend
Wie aus der Ferue den gehauchten Dank.
Doch als mein Auge lang in ihres sank,
Erbleicht sie. Die hohe Stirn schien schweigend

Von der Gedankeu tiefem Bann bezwungen.
Ich aber fühlte, wie so unverwandt
Ihr Blick mich mass: Dich habe ich gekannt
Auf längst verrauschten Erdenwanderungeu.

W. Andreas.



Der Meister von Akka.

Wie klein diese Welt auch ist, wie stolz wir auch auf unsere Verkehrsmittel sein mögen, wie wenig wissen wir dennoch wirklich von fremden Ländern; wie langsam dringen die aktuellen Gedanken, Hoffnungen und Bestrebungen anderer Völker zu uns, das Tiefe und Wirkliche ihres Lebens, wenn es uns überhaupt je erreicht! Wir in den sogenannten „Christlichen Ländern" denken vielleicht, dass, wenn Christus heute wiederkäme, die frohen Botschaften den Telegraph beschäftigten, seine Worte und sein tägliches Leben uns mit doppelter Geschwindigkeit zur gefälligen Durchsicht beim Frühstückstisch oder im Eilzug unterbreitet würde, um uns die interessante Neuigkeit, ohne uns in unseren wichtigen Geschäften zu stören, zu übermitteln. O, nein! Wir betrügen uns nur selbst. Der Mann von Nazareth könnte sein heiliges Leben an den Ufern des Jordans oder des Gennezaret eine ganze Generation hindurch führen, und nicht die leiseste Kunde von ihm würde zu unseren Geistlichen oder Stockmäklern, unseren Kirchen oder unseren Banken gelangen.

Stellen wir uns vor, dass wir uns in dem alten Hause der noch älteren Stadt Akka befinden, das einen Monat lang meine Heimat war. Der Raum, in welchem wir sind, sieht hinaus auf die gegenüberliegende Wand einer engen, gepflasterten Gasse, die ein fleissiger Mensch mit einem einzigen Besengriff gereinigt hätte. Oben steht die leuchtende Sonne Palästinas; zur rechten wirft man einen Blick auf die alten Seedeiche — und das blaue Mittelländische Meer. Wie wir so sitzen, hören wir einen einzigen Laut, der sich vom Pflaster dreissig Fuss tief unten erhebt, erst schwach, dann stärker werdend. Es ist wie Murmeln menschlicher Stimmen. Wir öffnen das Fenster und sehen hinunter. Eine Menge Leute steht da mit geflickten und zerlumpten Gewändern. Wir wollen hinuntergehen und sehen, wer sie sind.

Es ist eine merkwürdige Versammlung. Viele von den Männern sind blind, viel mehr noch bleich, abgemagert oder altersschwach. Einige gehen an Krücken, manche sind so schwach, dass sie kaum laufen können. Die meisten Frauen sind dicht verschleiert, aber die unverhüllten lassen uns fürchten, dass, wenn die Schleier gelüftet würden, noch mehr Schmerz und Elend sichtbar würde. Einige tragen

Kinder mit gequälten, blassen Gesichtern. Es sind zusammen etwa hundert Menschen ausser den vielen Kindern. Sie gehören alle den Rassen an, denen man in den Strassen dort begegnet — Syrier, Araber, Aethiopier und viele andere noch.

Diese Leute lehnen gegen die Wand oder sitzen am Boden, augenscheinlich in wartender Haltung; — worauf warten sie? Wir wollen sehen.

Nicht lange müssen wir warten. Eine Tür öffnet sich und ein Mann tritt heraus. Er ist von mittlerer Gestalt, stark gebaut, trägt flatternde, helle Gewänder. Auf seinem Kopfe sitzt ein hellgelber Fez mit einem darum gewundenen weissen Tuche. Er ist vielleicht sechzig Jahre alt. Sein langes, graues Haar ruht auf den Schultern. Seine Stirn ist breit, voll und hoch, seine Nase leicht adlerartig gebogen, sein reicher Bart fast weiss. Seine Augen sind grau-blau, gross, sanft und durchdringend zugleich. Sein Verhalten ist schlicht, aber es liegt etwas Anmutiges, Würdiges, ja Majestätisches in seinen Bewegungen. Er schreitet durch die Menge und spricht im Gehen Worte der Begrüssung. Wir verstehen sie nicht, aber wir erkennen die Güte und Milde in seinem Ausdruck. Er stellt sich in einem engen Winkel der Strasse auf und lässt die Leute zu sich herankommen. Sie drängen sich etwas zu ungestüm hervor. Er schiebt sie sanft zurück und lässt einen nach dem anderen an sich vorübergehen. Sie kommen und strecken ihre Hände aus. In jede Hand legt er einige kleine Kupfermünzen. Er kennt sie alle. Er berührt sie liebkosend im Gesicht, auf den Schultern, am Kopfe. Einige hält er an und stellt Fragen. Einen bejahrten Neger, der herangehumpelt kommt, grüsst er mit einer gütigen Frage; des alten Mannes breites Gesicht erhellt sich in sonnigem Lächeln, seine weissen Zähne leuchten gegen sein ebenholzschwarzes Gesicht auf, wie er antwortet. Er lässt eine Frau mit einem Kinde stillstehen und streichelt dasselbe freundlich. Manche küssen im Vorbeigehen seine Hand. Zu allen sagt er „Marhabbah, marhabbah" — „Gut so, gut so!"

So kommen sie alle daran. Die Kinder drängen sich mit ausgestreckten Händen um ihn herum, aber er hat ihnen noch nichts gegeben. Als er sich jedoch zum Gehen wendet, wirft er eine Hand voll Kupfermünzen über die Schulter, um die sie sich nun balgen.

Während der Zeit ist dieser Freund der Armen nicht unbewacht geblieben. Verschiedene Männer mit rotem Fez und mit ernsten und gütigen Gesichtern folgen ihm vom Hause, stehen in seiner Nähe und sind ihm behilflich, indem sie die Menge ordnen, und nun entfernen sie sich mit ehrerbietiger Gebärde und in respektvoller Entfernung hinter ihm. Wenn sie ihn anreden, nennen sie ihn „Meister".

Diese Szene kann man fast jeden Tag des Jahres in den Strassen von Akka beobachten. Es gibt noch andere ähnliche Szenen, die aber nur zu Beginn des Winters vorkommen. Im kalten Wetter, das nun anbricht, werden die Armen leiden, denn sie sind wie in allen Städten dünn gekleidet. Zu dieser Jahreszeit wirst Du eines Tages, wenn Du über Ort und Zeit orientiert bist, die Armen von Akka vor einem der Läden, in denen man Kleider verkauft, versammelt sehen, wo sie dort von ihrem Meister Gewänder erhalten. Vielen, besonders den Kraftlosen und Verkrüppelten, legt er selbst die Kleider an und passt sie mit seinen eigenen Händen und streichelt die Armen stillschweigend, als wollte er sagen: „Da! Nun wirst Du Dich wohl fühlen.“ Es gibt fünf- oder sechshundert Arme in Akka, allen denen gibt er jedes Jahr ein warmes Gewand.

An Festtagen besucht er die Armen in ihren Häusern. Er plaudert mit ihnen, fragt sie über ihre Gesundheit und ihre Bequemlichkeit, erwähnt die Abwesenden mit Namen und lässt für alle Gaben zurück.

Aber nicht allein der Bettler erinnert er sich. Jene achtbaren Armen, die nicht betteln können und im Stillen leiden — jene, deren tägliche Arbeit ihre Familie nicht unterhalten kann — denen schickt er im Geheimen Brod. Seine linke Hand weiss nicht, was die rechte tut.

Alle Leute kennen ihn und lieben ihn, die Reichen und die Armen, die Jungen und die Alten, — selbst das Kind im Arm der Mutter. Wenn er von einem Kranken in der Stadt hört — Moslemite oder Christ, oder irgend einer anderen Sekte angehörig, es ist ganz gleich — er ist täglich an seinem Krankenlager oder schickt einen zuverlässigen Boten. Wenn ein Arzt nötig ist, und der Patient arm, bringt er oder schickt einen, und auch die notwendige Medizin. Wenn er ein leckes Dach findet oder ein zerbrochenes Fenster, das die Gesundheit gefährtet, bestellt er einen Handwerker und wartet bis der Schaden repariert ist. Wenn jemand in Ungelegenheiten ist, — wenn ein Sohn oder ein Bruder ins Gefängnis geworfen worden ist, oder er ist verurteilt vom Gesetz oder kommt in schwierige Verhältnisse, die er zu schwach ist zu ertragen, — so ist es der Meister, zu dem er direkt geht und um Rat und Hilfe bittet. In der Tat kommt alles zu ihm, um seinen Rat einzuholen, Reiche ebensowohl wie Arme. Er ist der gütige Vater des ganzen Volkes.

Dieser Mann, welcher so freigebig spendet, muss reich sein, denkst Du? Nein, weit gefehlt. Einst war seine Familie die wohlhabendste Persiens. Aber dieser Freund der Niederen ist wie der Galiläer von den Grossen unterdrückt worden. F ü n f z i g J a h r e l a n g s i n d e r u n d s e i n e F a m i l i e V e r b a n n t e u n d G e f a n g e n e. Ihr Eigentum hat man konfisziert und verschwendet, und man hat

ihm nur noch wenig für sich gelassen. Da er nun nicht viel hat, muss er selbst sehr wenig auf sich verwenden, damit er den Armen mehr geben kann. Seine Gewänder sind gewöhnlich nur aus Baumwolle und von der billigsten Qualität, die man kaufen kann. Oft senden ihm seine Freunde in Persien — denn dieser Mann ist tatsächlich reich an Freunden, zu Tausenden und Zehntausenden, welche auf sein Wort ihr Leben hingeben würden — kostbare Kleidungen. Diese trägt er einmal aus Hochachtnng für den Geber; dann gibt er sie weg. Das geschah vor einigen Monaten. Das Weib des Meisters wollte sich auf eine Reise begeben. Sie fürchtete, dass ihr Gatte seinen Mantel wegschenken würde und dann selbst keinen für sich haben, so liess sie bei ihrer Tochter einen zweiten Mantel zurück und bat sie, dem Vater nichts davon zu sagen. Nicht lange nach ihrer Abreise sagt der Vater zu seiner Tochter, als vermute er den Vorgang: „Habe ich noch einen Mantel?“ Die Tochter konnte es nicht verneinen, sie sprach aber dem Vater von der Weisung der Mutter. Der Meister erwiderte: „Wie könnte ich glücklich sein, wenn ich zwei Mäntel hätte und wüsste, dass es manchen gibt, der nicht einen einzigen besitzt?“ Er ward auch nicht zufrieden, bis er auch den zweiten Mantel verschenkt hatte.

Er erlaubt seiner Familie keinen Luxus. Er selbst isst nur einmal am Tage, und dann genügen ihm Brod, Oliven und Käse.

Sein Zimmer ist klein und kahl, mit nur einer Matte auf dem Steinfussboden. Er pflegt auf dem Boden zu schlafen. Vor nicht langer Zeit schenkte ihm ein Freund, dem das zu hart dünkte für einen Mann in vorgerücktem Alter, ein Bett mit Sprungfedern und Matratze. So steht das auch im Zimmer, wird aber nur selten benutzt. Er sagt: „Wie könnte ich in Luxus schlafen, während so viele Arme nicht einmal ein Obdach haben?“ So liegt er am Fussboden und deckt sich nur mit seinem Mantel zu.

Seit mehr als vierunddreissig Jahren ist dieser Mann Gefangener in Akka gewesen. Aber seine Kerkermeister sind seine Freunde geworden. Der Gouverneur der Stadt, der Kommandeur des Armee-Corps, achten und ehren ihn, als sei er ihr Bruder. Keines Mannes Meinung oder Empfehlung hat grösseres Gewicht als die seine. Er ist der Liebling aller Einwohner der Stadt, hoch oder gering. Und wie könnte es auch anders sein? Denn für diesen Mann ist es wie für Jesus von Nazareth, Gesetz, Gutes zu tun denen, die ihn beleidigen. Haben wir in Ländern, die sich des Namens Christi rühmen, je von einem gehört, der dieses Leben lebt?

Höre, wie er seine Feinde behandelt. Ein Beispiel von den vielen, die ich hörte, wird genügen.

Als der Meister nach Akka kam, lebte dort ein Mann aus Afghanistan, ein ernster und strenger Muselmann. Für den war

der Meister ein Ketzer. Er empfand und nährte in sich eine grosse Feindschaft gegen den Meister und hetzte andere gegen ihn auf. Wenn sich Gelegenheit bot Volk zu versammeln, wie in der Moschee, klagte er ihn mit bitteren Worten an.

„Dieser Mann“, sagte er zu allen, „ist ein Betrüger. Warum sprecht Ihr mit ihm? Warum habt Ihr mit ihm zu schaffen?“ Und wenn er dem Meister auf der Strasse begegnete, hielt er sich sorgfältig sein Gewand vor das Gesicht, damit sein Blick nicht unrein werde.

So tat dieser Afghane. Der Meister jedoch handelte anders: Der Afghane war arm und lebte in einer Moschee; es mangelte ihm oft sogar an Nahrung und Kleidung. Der Meister sandte ihm beides; er nahm beides an, aber ohne Dank. Er wurde krank, der Meister versorgte ihm einen Arzt, Nahrung, Medizin, Geld. Auch das nahm er an; aber als er eine Hand ausstreckte, damit der Arzt seinen Puls fühlen konnte, hielt er mit der anderen den Mantel vor das Gesicht, dass er nicht auf den Meister sähe. Vierundzwanzig Jahre lang fuhr der Meister fort ihm Gutes zu tun, und dennoch verharrte der Afghane in seiner Feindschaft. Dann endlich, eines Tages kam der Afghane zur Tür des Meisters und fiel ihm reuig uud weinend zu Füssen.

„Vergib mir!“ rief er. „Vierundzwanzig Jahre lang habe ich Dir Uebles getan, vierundzwanzig Jahre lang tatest Du mir nur Gutes. Jetzt weiss ich, dass ich im Unrecht war.“

Der Meister bat ihn sich zu erheben, und sie sind Freunde geworden.

Dieser Meister ist so schlicht, wie seine Seele gross ist. Er verlangt nichts für sich, weder Bequemlichkeit, noch Ehren, noch Ruhe. Drei oder vier Stunden Schlaf genügen ihm. Seine übrige Zeit und alle seine Kraft gehören der Hilfe jener, welche leiden im Geiste oder im Körper. „Ich bin der Diener Gottes“, sagt er.

Das ist Abbas Effendi, der Meister von Akka.*)

M. H. Phelps.

---

*) 1844 trat in Persien ein 25jähriger junger Mann namens Ali Mohammed auf und erklärte öffentlich, er sei der Bab (das Tor), der zu Gott führte. Gott habe ihn zum Sendboten erwählt, dass er der Menschheit den göttlichen Willen kund tue und ihr Leben und Glauben reformiere. So entstand der Babismus oder nach seinem zweiten Propheten genannt (Beha Ullah) Behaismus, die Religion der Zukunft. Wir entnehmen die obige Arbeit, die nachfolgenden Notizen und die in den nächsten Heften noch erscheinenden Religionsdiskurse der Babis' dem schönen Werke: Life and teachings of Abbas Effendi, a study of the Religion of the Babis', or Behais, founded by the Persian Bab and by his successors Beha Ullah and Abbas Effendi, by Myron H. Phelps. With an introduction by Prof. E. G. Browne. New York and London. 1903.



Ali Mohammed meinte mit dem Worte Bab, „dass der Strom der Gnade eines erhabenen Wesens, das hinter dem Schleier der Herrlichkeit noch verborgen wäre, durch ihn flösse und sich offenbare, welches Besitzer der grenzenlosesten Vollkommenheit sei und nach dessen Willen er handle und dessen Liebesbanden er verbunden sei.“ Er sagte ferner, dass ihm ein Grösserer folgen werde, der die direkte Offenbarung Gottes wäre. Dies gab alles Anlass zu den grausamsten Verfolgungen. Tausende von Babis fanden dabei ihren Tod, die Geschichte berichtet sogar von 10000 Märtyrern. Doch nichts konnte den Fortschritt des Babism in Persien aufhalten. 1850 wurde der Babi selbst hingerichtet. 1852 flohen die Anhänger, die immer grösser an Zahl wurden, von Teheran nach Baghdad unter die Oberhoheit des türkischen Sultans, der sie später nach Adrianopel und nach fünf Jahren nach Akka transportieren liess, wo sie noch heute ihren Hauptsitz haben. Unter diesen Auswanderern war ein reicher Persier, Mirza Haseyn Ali, im Alter von ungefähr 35 Jahren. Diesen hatte der Bab zu seinem Nachfolger bestimmt und ihm den Titel „Beha Ullah,“ Herrlichkeit Gottes verliehen. Nach qualvollen Verfolgungen starb dieser 1892 mit Hinterlassung einer grossen Menge Schriften, welche den Kern der neuen Religion enthalten. Ihm folgte 1892 sein Sohn Abbas Effendi, von dem die obige Arbeit spricht. Die Anhänger dieser Lehre zählen bereits nach Hunderttausenden und sind in alle Welt zerstreut (in Amerika wie in Persien, der Türkei u. v. a. Orten).

Wir wollen hier kurz eine Notiz einschalten, welche uns einen Begriff von dem zweiten Führer, Beha Ullah gibt.

„Professor Browne besuchte Beha Ullah im Jahre 1890 uud gibt folgende wirkungsvolle Beschreibung seines ersten Interviews mit ihm: „Ich wurde durch Durchgänge und Räume, die ich kaum Zeit hatte zu betrachten, in eine geräumige Halle geführt, die, soweit wie ich mich erinnern kann (denn mein Geist war mit anderen Gedanken beschäftigt), mit einer Mosaik aus Marmor gepflastert war. Vor einem Vorhang, welcher von der Wand dieses grossen Vorraums herabhing, blieb mein Führer einen Augenblick stehen, während ich meine Schuhe auszog. Dann hob er mit einer raschen Bewegung der Hand die Portiere, die er, nachdem ich eingetreten war, wieder herabliess; ich befand mich in einem grossen Gemach, an dessen oberem Ende ein niederer Diwan entlang lief, während an der der Tür gegenüberliegenden Seite zwei oder drei Stühle standen. Obwohl ich dunkel vermutete, wohin ich ging und wen ich sehen würde (denn man hatte mir keine bestimmten Andeutungen gemacht), verrannen ein oder zwei Sekunden, ehe ich mit einem Herzklopfen vor Verwunderung und Schrecken mir bestimmt bewusst wurde, dass der Raum nicht unbewohnt war. In der Ecke, wo der Diwan an die Wand stiess, sass eine wunderbare und ehrwürdige Gestalt, bekrönt von einer Kopfbedeckung aus Filz, von der Art, welche von den Derwischen taj genannt wird (aber von ungewöhnlicher Höhe und Machart), um deren unteren Rand ein kleiner weisser Turban gewunden war. Das Gesicht, welches ich nun betrachtete, werde ich niemals vergessen, obwohl ich es nicht beschreiben kann. Jene durchdringenden Augen schienen einem in der innersten Seele zu lesen; Kraft und Macht lagen auf dieser breiten gebietenden Stirn; während die tiefen Linien, die dort und im Gesicht eingegraben waren, ein Alter anzeigten, dem das kohlschwarze Haar und der Bart, der in ununterscheidbarer Pracht bis beinahe zur Brust herabwallte, zu widersprechen schien. Es war kein Zweifel mehr, in wessen Gegenwart ich mich befand, als ich mich verbeugte vor einem, welcher der Gegenstand einer Verehrung und Liebe ist, nach der sich Könige und Kaiser vergeblich sehnen!

„Eine milde, würdevolle Stimme liess mich setzen und fuhr dann fort: „Gott sei Lob, dass Du angelangt bist! . . . Du bist gekommen einen Gefangenen und Verbannten zu sehen. . . . . Wir wollen nur das Gute der Welt und das Glück der Nationen; und dennoch verurteilen sie uns als Aufrührer zu Streit und Aufstand wert der Fesseln und der Verbannung . . . . Dass alle Nationen eins im

Glauben und alle Menschen Brüder werden sollten; dass die Bande der Zuneigung und Einheit zwischen den Menschensöhnen gestärkt werden sollten; dass die Verschiedenheit der Religionen aufhören sollte und die Rassenunterschiede aufgehoben werden sollen — welche Gefahr liegt darin? Und dennoch soll es so sein: diese fruchtlosen Kämpfe, diese zerstörenden Kriege werden vorüber gehen, und der „Höchste Frieden" wird kommen. . . . Braucht Ihr in Europa ihn nicht auch? Ist es nicht, was Christus prophezeit hat? . . . Und dennoch sehen wir unsere Könige und Herrscher ihre Schätze freigebiger für Mittel zur Zerstörung der menschlichen Rasse ausgeben, anstatt für das, was zum Glück der Menschheit führen würde. . . . Diese Kriege und dieses Blutvergiessen und dieser Unfrieden muss aufhören, und alle Menschen müssen sich wie eine Verwandtschaft, eine Familie fühlen. . . . Lasst keinen Menschen seinen Ruhm darin suchen, dass er sein Land liebt, er trachte lieber danach, seine Mitmenschen zu lieben. . .

„Soweit ich mich erinnern kann, waren es unter anderen diese Worte, welche ich von Beha hörte. Wer sie liest, entscheide selbst, ob solche Lehren Tod und Fesseln verdienen, und ob die Welt durch ihre Verbreitung eher verlieren als gewinnen kann."

Die Lehren der Beha'isten sind fast völlig mit den theosophischen identisch. Sie haben ein ausgearbeitetes System der Philosophie und Psychologie, welches durchaus mit der modernen Wissenschaft harmoniert. Ihre Ethik ist die der praktischen Lehre Christi und steht keiner Religion nach. Da sie eine eminent praktische ist und alle Mängel anderer Systeme zu vermeiden scheint, so liegt augenscheinlich hierin der unbezwingliche Siegeszug dieser neuen und doch so alten Lehre. Das Hauptcharakteristikum aber, welches uns am klarsten zeigt, wer die erhabene Person ist, die hinter dem grossen Heiligen des Behaism. steht, ist die wunderbare Toleranz und Duldung allen anderen Lehren gegenüber. Das Wesen der Lehre ist erschöpft in den Worten: „Liebe Gott über alles, so wirst Du in allen Lebenskreisen den rechten Weg zur rechten Handlung finden." So wird von ihnen niemand verdammt, jeder kann erlöst werden, wenn er strebt und die Lehre lebt. Einer, der sie am vollkommensten lebt, ist Abbas Effendi, kein Wunder, wenn die Welt jetzt anfängt in weihenachtlicher Vorahnung im Innersten zu zittern, wo ihr durch das Beispiel dieses Einen, Reinen, Verehrungswürdigen ein neuer Frühling bevorsteht! Wird uns diesmal der Charfreitag erspart werden und werden die „Nachfolger" Christi sich unter die Macht dieser alles bezwingenden Liebe beugen?

Die „Religionslehren des Abbas Effendi" erscheinen im Februar in meinem Verlage in Buchform.

P. Z.

Rundschau.

Dem neuen 12. Bande ein paar Worte zum Geleite! Die Rundschau-Gemeinde wächst immer mehr, und unsere Ziele finden bei dem grösseren Publikum willigeres Ohr denn je. Dies ermutigt uns und gibt uns zugleich die Gewissheit, dass wir den rechten Weg gewählt haben zu religiöser Kultur, zur Erweckung der Kräfte im Menscheninnern. Wir werden im neuen Bande viel des Wertvollen veröffentlichen. Zunächst wenden wir uns den Humanisten zu und mit ihnen zugleich den Freimaurern und Rosenkreuzern und vermitteln eine Kenntnis ihrer Zeit und ihres Wissens. Insonderheit werden uns Paracelsus und die Jatromathematiker mit ihrer Astrologie beschäftigen. Ferner ist es uns möglich, einen Neudruck der „Geheimen Figuren der Rosenkreuzer des 16. und 17. Jahrhunderts“ zu veröffentlichen. Wir gedenken zunächst den Text aus Heft 1 u. 2 dieses ungeheuer seltenen Werkes zu bringen. Sodann werden wir die Tafeln veröffentlichen mit Erläuterungen, soweit solche möglich sind. Zu gleicher Zeit veranstalten wir, insonderheit für die Mitglieder der Waldloge, eine Neuausgabe der freymäurerischen Versammlungsreden der Gold- und Rosenkreutzer des alten Systems, mit den 12 Vignetten.

Unsere Romane, die im Prospekt und Inseratenteil bereits angezeigt waren, gelangen mit den ersten 12 Nummern der Bibliothek der Waldloge Ende Januar in den Handel.

Im nächsten Heft widmen wir neben unseren anderen Arbeiten uns dem grossen Philosophen unserer Zeit Dr. Eduard von Hartmann und werden unsere Stellung zu seiner Philosophie betrachten. Sein gutes Portrait wird unseren Freunden und seinen Anhängern Freude machen.

Die Fortsetzungen aus Heft 5 u. 6 von Bd. XI findet der Leser in Heft 2.

So denken wir auch diesen Baad den höchsten Anforderungen anzupassen und unseren Lesern Anregungen edler Art geben zu können. Möchten auch sie alle mit uns arbeiten, dass die Gemeinde, welche sich für unsere Ideale begeistert, und unsere Ideale sind die der höheren Menschheit der Zukunft und der Weisen aller Zeiten, von Tag zu Tag wachse!

Die Radioaktivität und die Alchemisten. — Am 23. November wiederholte der Herausgeber der Rundschau seinen Radium- und N-Strahlen-Vortrag (siehe N. M. R. XI, 6) vor der Theosophischen Gesellschaft in Berlin (Wilhelmstr. 120)

und fügte demselben nachstehende Erläuterungen über die Kenntnisse der Alchemisten des Mittelalters hinzu:

Zunächst möchte ich darauf hinweisen, dass das Wesen der strahlenden Substanzen auch im Mittelalter bekannt war. Die Alchemisten nehmen ein unendliches Urlicht an, welches von den Kabbalisten mit Ain Soph bezeichnet wird. Dieses Urlicht ist der Mercur der alchimistischen Schriften. An den Stellen, im Urlicht, im Raum, wo geistige Wesen in diesem Urlicht eingebettet sind, wo also Ain Soph bereits aus seiner Ruhe herausgetreten ist und die Sephira, die Krone, erzeugt hat, das heisst die Manifestation der Welt auf geistiger Ebene begonnen hat, an den Stellen also, wo Formen, wenn auch noch im Geistigen, sich bilden, entsteht eine Brechung des Urlichtes. Diese Brechung ist der Schwefel der Alchemisten und identisch mit unserer individuellen göttlichen Seele, also mit unserem eigentlichen Wesen. Beobachten Sie nun die Tätigkeit des Urlichtes, welches sich in zweifacher Weise offenbart. Einmal ist es das auf das geistige Zentrum, die Monade, einströmende Urlicht, welches wir als Mercur bezeichnen, einmal ist es das vom Zentrum ausströmende Urlicht, welches wir Schwefel benennen. Aus der Durchdringung dieser beiden entgegengesetzten Strahlungen resultiert der Stoff, oder, wie die Alchemisten sagen, das Salz. Das Salz ist demnach nichts anderes als die „leuchtende Kondensation der beiden Strahlungen", nichts anderes als die beiden Strahlungen Merkur und Schwefel im Zustande ihres Gleichgewichtes, nichts anderes als die leuchtende Materie, die Materie im radioaktiven Zustande. Daraus geht aber schon hervor, dass alle Materie radioaktiv sein muss. In der Tat scheinen die Entdeckungen neuester Zeit dies bestätigen zu wollen, da man bereits bei einer grossen Anzahl Stoffe radioaktive Erscheinungen konstatierte. —

Untersuchen wir nun die Natur des Salzes etwas näher, damit wir uns ein Bild der Substanz, in der wir uns verkörpern, machen können. Diese Materie ist, wie Sie ja soeben gesehen haben, nichts Totes, sondern aus der gegenseitigen Durchdringung von Lebensstrahlungen entstanden. Sie ist Leben, nur auf einer niedrigeren Form als der Sulphur und kann wiederum als das Durcheinanderwirken zweier Lebensformen betrachtet werden. Die eine Lebensform sind die Mikroben der Wissenschaft, kleinste Lebewesen, von denen wir nur die geringste Zahl mit unseren fünf Sinnen wahrnehmen können. Diese Mikroben sind die Zerstörer des Lebens in dieser Form. Sie streben danach, die Zellen des physischen Körpers zu vernichten. Ihnen gegenüber steht eine andere Art von Mikroben, welche die Geheimlehre als „die feurigen Leben" bezeichnet, kleinste Lebewesen, welche die Aufgabe haben, in den ersten fünf siebenjährigen Zyklen der Entwickelung des menschlichen Körpers die zerstörende Wirkung der zuerst genannten Mikrobenart aufzuheben. Der Vorgang ist ungefähr der, dass sie sich mit Darangabe ihrer Lebenskraft für die Entwickelung der menschlichen Form aufopfern, von den anderen „fressen" lassen. Dadurch vermindert sich die Zerstörung erzeugende Wirkung der ersten Mikrobenart. Nachdem die Höhe des irdischen Lebens erreicht ist, zwischen dem 35. und 45. Jahre ungefähr, ist der Vorrat des „Lebens" erschöpft, die zweite Mikrobenart verliert die Kraft, und

die Zerstörer gewinnen die Oberhand, bis mit dem Tode der völlige Zerfall eintritt. Es treten die höchst giftigen Leichenalkaloide oder Ptomaïne, wie sie die Wissenschaft nennt, auf, die zum Teil sich schon bei Lebzeiten des Körpers nachweisen lassen.

So ist also unsere Wohnung auf der Erde, unser Körper, der ständige Kampfplatz zahlloser Lebewesen und wir dürfen oder vielmehr müssen den Zuschauer abgeben. Es könnte uns dabei wohl eine ähnliche Mutlosigkeit ergreifen wie weiland Arjuna, den Sohn Pandus, dessen Bannerbild einen Affen vorstellte, da er beim Anblick der Dhartaraschtrer sich in seinen Schlachtwagen niedersetzte, Bogen und Pfeil fallen liess und sein Herz von Kummer erfüllt war, wenn wir nicht wüssten, dass der Kampfplatz mit seinem Getier unsere eigne Schöpfung wäre. Wie der Knabe es in der Hand hat unter seinen Bleisoldaten diese oder jene Partei zu ergreifen und siegen zu lassen, so haben auch wir es in der Hand uns auf die Seite der erhaltenden oder zerstörenden Mikroben zu stellen und die Bildung der giftigen Alkaloide zu fördern oder zu hemmen. Der Sinnenmensch wird in Verkennung der Unreinheiten, die in seinem Salze vorhanden sind, der Übermacht der zerstörenden Lebewesen, die für unser Empfinden als Reizstoffe wirken (ich erinnere nur an die Alkaloide, welche in Kaffee, Thee, Tabak, Morphium u. A. enthalten sind), weichen, sie sich vermehren lassen und an seiner Unkenntnis, Unvernunft und Beherrschungslosigkeit zu grunde gehen. Er hat im buchstäblichen Sinne eine zu geringe Radioaktivität, eine zu schwache Strahlungskraft um das Gleichgewicht zwischen Einstrahlung und Ausstrahlung zu erzielen, sein Satz löst sich auf, er selbst verschwindet aus der Manifestation in die Ruhepause um seine Kraft zu sammeln.

Der bewusste und beherrschte Mensch, der wahre Okkultist aber versteht es, das Salz zu reinigen, den Merkur zu koagulieren, und den Schwefel zu fixieren. Diese drei Arbeiten sind das Magisterium, das grosse Werk der Alchemisten. Sie müssen auf den drei Ebenen der Existenz vollzogen werden, auf der materiellen die erste, auf der seelischen die letzte und auf der geistigen die mittlere. Das Salz reinigen heisst die Hülle der Seele, den Körper in seinen verschiedenen Stadien der Verdichtung mit der strahlenden Kraft des Schwefels durchdringen, durchleuchten. Grobmateriell und äusserlich erzeugt diese Arbeit physische Kraft, Gesundheit, langes Leben. Feinstofflich und innerlich betrachtet erzeugt sie Freiheit vom Tiermenschen, von den niederen Leidenschaften. Den Merkur koagulieren heisst, das alles durchdringende Licht der Erkenntnis, die Weisheit Gottes in sich aufnehmen und ins Gleichgewicht der eigenen Individualität stellen.

Den Schwefel fixieren endlich heisst das Feuer der individuellen Existenz auflodern lassen in dem Allfeuer des göttlichen Wesens und den Felsengrund des Seins finden in der völligen Harmonie des Menschen mit Gott, des Einzelwillens mit dem Allwillen, der Harmonie des Mikrokosmos mit dem Makrokosmos. Dass dieses grosse Werk sich in uns allen vollziehen möge, dazu helfe uns Gott! —

Am 19. Nov. wurde in Gross-Lichterfelde das erste homoeopathische Krankenhaus in Deutschland eingeweiht. Dirigierender Arzt ist Dr. med. V. Schwarz.

Der magnetische Mensch. Prof. Dr. D. Harnack vom physiologischen Institut zu Halle hat durch Reibung mit dem Fingernagel auf der Glasplatte eines Kompasses eine Ablenkung der Magnetnadel erzeugt. Er bezeichnet diesen Vorgang als einen physiologischen. Über die Geschichte natürlich grosse Aufregung in allen Kreisen. Die Neunmalklugen haben natürlich sofort erklärt, das sei Reibungselektrizität, obwohl man doch weiss, dass dazu eine andere Spannung gehört (1000 Volt); Täuschung solls auch sein, kurz man ist wieder auf dem besten Wege die Tatsache abzuleugnen, da sie den Herren unbequem ist. Diesmal aber werden sich die Allesbesserwisser unserer offiziellen Wissenschaft wohl nicht so leicht von ihrer Untersuchungspflicht befreien können, weil einer von der Zunft die Sache „entdeckt" hat.

Wir stehen dem Phaenomen natürlich als einen bekannten gegenüber, da ausser unseren eigenen Erfahrungen u. A. Dr. med. Baraduc seit ca. 15 Jahren diese Erscheinungen studiert und ausführliche Arbeiten darüber veröffentlicht hat. Da die Überwindung des magnet. Zustandes der Nadel aber zu Studien der „physiologischen" Kraft des Menschen, wenn wir den radioaktiven Zustand des Menschen so nennen wollen, hinderlich ist, hat man die Nadel diamagnetisch gemacht, in einem geschlossenen Raum aufgehängt, von Wärmestrahlen abgeschlossen und auf einem Zifferblatt spielen gelassen. So hat man den Magnetometer konstruiert, der zur Messung der physiologischen oder wie man auch sagt „magnetischen" Kraft des Menschen benutzt wird. Freilich ist unsere Wissenschaft viel zu arrogant um sich mit solchen „Betrügereien" abzugeben. Sie schwört lieber vor Gericht den „Sachverständigeneid" (!?!) dass es solche Vorgänge nicht geben kann, weil sie es nicht haben will. Dass die Herren, welche unter ihrem Eide aussagten, solche Erscheinungen gäbe es nicht, unter Anklage des Verdachtes des Meineides belangt worden wären, ist uns unbekannt. Dass sie vor ein Disciplinargericht gestellt worden wären, da sie doch über Dinge ein wissenschaftlich sein sollendes Urteil abgegeben haben, die sie nicht kannten, ist uns auch noch nicht zu Ohren gekommen! Die Magnetiseure aber, die für die Wahrheit einfacher Experimente eintreten, werden als Schwindler gebrandmarkt. Quousque tandem abutere patientias nostras?! —

Beilagen. Diesem Hefte liegt ein Prospekt von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Freiburg i. B. über die Kautsch-Weizsäcker'sche Textbibel bei. Ebenso ein Prospekt des Sanatoriums Hermsdorf i. M., das unter der Leitung des Dr. med. H. Hartung steht. Wir empfehlen den letzteren Prospekt Kranken einer ganz besonderen Berücksichtigung. Das Sanatorium ist Winter und Sommer geöffnet.

Der Kunstverlag von Heuer-Kirmsse, Berlin-Halensee, veröffentlicht zwei Portraits, die als Wandschmuck eine willkommene Gabe sein werden. Ein Beethovenkopf nach der Skulptur von Zadow uud einen Lessing im Profil nach dem Berliner Lessingdenkmal von Lessing. Beides sind tadellose Photogravüren, die uns das Wesen der grossen Männer in gleicher Weise nahe bringen, wie der schöne Goethekopf aus dem gleichen Verlage.

Literatur.

Die besprochenen Werke sind durch den Verlag der Neuen Metaphysischen Rundschau (Paul Zillmann), Gross-Lichterfelde, zu beziehen.

Die neue Paracelsus-Ausgabe. — Band I. Das Buch Paragranum; hrsg. u. eingeleitet von Dr. phil. F. Strunz. Leipzig 1903. (4.—, geb. 5.—)

Band II. Volumen Paramirum und Opus Paramirum; hrsg., eingel. u. mit Anmerkgn. von Dr. phil. F. Strunz. Jena, 1904. (12.—, geb. 14.—)

Ergänzungsband. Theoph. Paracelsus, sein Leben und seine Persönlichkeit. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte der deutschen Renaissance. Leipzig 1903. (4.– , geb. 5.—)

In einem Artikel über Meister Eckehart im 10. Bande der Rundschau sagten wir, dass die Basis unserer Kultur in Lehren und Wirken der drei grossen Männer Meister Eckehart, Paracelsus und Joh. Sebastian Bach läge. Was wir heute noch am Meister Eckehart haben, untersuchten wir an jener Stelle. Was uns Paracelsus ist, wollen wir jetzt betrachten. Das geschichtliche Urteil über Paracelsus hat sich erst in allerletzter Zeit etwas gebessert. Er galt bis zuletzt noch als Schwindler und Charlatan, gerade so der rechte Heilige für Kurpfuscher und theosophische Schwärmer. Was die Zunft an Schmutz aufbringen konnte, hat sie auf diesen Mann und seine Anhänger geworfen. Erst das unentwegte Eintreten der theosophisch Gesinnten unter unseren Zeitgenossen für Paracelsus hat ihm endlich die Verehrung und Anerkennung bereitet, die er verdient. Waren es auch vielfach vage Reden, Allgemeinplätze, kühne Behauptungen, die wir in unserer Literatur über ihn fanden, so genügten sie doch, die Aufmerksamkeit auf Paracelsus zu lenken und intensivere Studien vorzubereiten. Gegenwärtig brauchen wir uns nicht mehr mit Oberflächlichkeiten abzugeben, wir können in Ruhe und mit Genuss die Bausteine, die er uns hinterlassen hat, untersuchen und uns davon nehmen, was auch unserem Leben sich einverleiben lässt.

Den Grund zur modernen Paracelsusforschung hat der Arzt und Sanitätsrat Dr. Karl Sudhoff in Hochdahl-Düsseldorf gelegt, besonders durch das grosse zweibändige, überaus sorgfältige Werk „Versuch einer Kritik der Echtheit der Paracelsischen Schriften“. Der erste Teil stellte alle erreichbaren, unter Hohenheims Namen erschienenen Druckschriften zusammen. Der zweite brachte ungeahnte Aufschlüsse über Paracelsische Handschriften. In ihnen wurden wir zum ersten Male ausführlicher mit des Paracelsus theologischen Arbeiten bekannt.

Nun folgt dieser wertvollen Publikation der erste und zweite Band einer Gesamtausgabe des Paracelsus, welche bei Eugen Diederichs in Jena erscheint. Eingeleitet wird sie vom Herausgeber Dr. phil. Franz Strunz mit einer biographischen Skizze: Theophrastus Paracelsus, sein Leben und seine Persönlichkeit. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte der deutschen Renaissance. (1903.) (4.—, geb. 5.—)

(Die Ausgabe enthält ein Portrait des Paracelsus nach dem Ölgemälde in der kgl. Galerie zu Schleissheim bei München; einen Rezeptzettel des Paracelsus, Paracelsus in seinen jungen Jahren, Paracelsus 45 Jahre alt; den Originalbrief des Paracelsus an Erasmus von Rotterdam; das Ossegger Handschriftenverzeichnis; Paracelsus im späteren Lebensalter.)

Der erste Band der Ausgabe ist das Buch Paragranum, der zweite das Volumen Paramirum und Opus Paramirum. Die Texte schliessen sich in der Hauptsache der Huserschen Ausgabe von 1589—1591 an. Einiges hat der Herausgeber leserlicher gestaltet, wo es ohne Sinnstörung geschehen konnte. Im übrigen haben wir den Text in aller Ursprünglichkeit vor uns.

Die Ausstattung der Bände wie die Druckanordnung liegt in den Händen des feinsinnigen E. R. Weiss und ist in ihrer Schlichtheit äusserst wohltuend.

Der Verlag von Eugen Diederichs hat in Erkenntnis der Bedeutung des Paracelsus nichts verabsäumt, die Werke würdig herauszubringen, und alle Paracelsusfreunde werden mit mir im Dank für diese Publikation einig sein.

Nun wir allgemein zugängliche Texte des Paracelsus zur Hand haben, auf die, soweit überhaupt möglich ist, Verlass ist, nun kann endlich die Paracelsusarbeit beginnen, die uns so not tut.

Paracelsus als historische Persönlichkeit ist interessant, als christlicher Humanist lehrreich, es ist wertvoll zu spekulieren, wie der Mann zu seinen Anschauungen gekommen ist, es ist nützlich zu erforschen, was seine Anhänger und Nachfolger aus seinen Ideen gemacht haben, aber all das erschöpft die Bedeutung Hohenheims nicht. Er ist heute noch ein Lebendiger, er sprüht gegenwärtig noch die gleiche frische Geisteskraft aus, wie zu Lebenszeiten, und noch heute ist seine Lehre noch nicht zum Allgemeingut geworden, ja noch nicht einmal bei seinen Freunden erkannt und anerkannt.

Noch heute liebt man es, paracelsische Ansichten, die mit unserer offiziellen Wissenschaft nicht harmonieren, als mittelalterlich beiseite zu schieben. Kurz, das Gesamtbild dieses Mannes ist erst im Werden.

Wir erblicken, da uns Paracelsus seit langen Jahren eine unerschöpfliche Fundgrube der Anregung und des Lernens geworden ist, zunächst unsere Aufgabe darin, die Werke, wie sie jetzt bei Diederichs erscheinen, in ihrem Aufbau zu untersuchen und in klaren, knappen Zusammenfassungen des Inhalts das Studium zu erleichtern. Es liegt uns nicht daran erschöpfend zu sein, dann müssten wir ja weit über Paracelsus hinausragen, um das zu können. Wir wollen feststellen, welche Ansichten hat Paracelsus in diesem und diesem Werke niedergelegt? Was können uns diese Ansichten heute sein? So möchten auch wir zur Wiederbelebung des grössten deutschen Arztes und Humanisten beitragen und hoffen auch dabei zeigen zu können, dass wir nicht zu den Schwätzern und

Narren gehören, wenn wir in Paracelsus neben dem Arzt den Theosophen und Okkultisten verehren. Zunächst werden wir uns im zweiten Hefte dieses Bandes mit dem Buche Paragranum beschäftigen.

Antiquariats-Katalog von Jacques Rosenthal. München, Karlstrasse 10. Geheime Wissenschaften, Kat. 31—35. 5 Tle.

Das Rosenthal'sche Antiquariat hat mit diesen Katalogen ein bibliographisches Kompendium von hohem Werte veröffentlicht. Es umfasst alle Disziplinen der okkulten Wissenschaften und enthält eine grosse Anzahl höchst seltener Ausgaben. Der Katalog ist mit Inhaltsverzeichnis gebunden für 6.— Mk. zu haben. Einzeln werden die Kataloge gratis versandt.

Verlagskatalog von Eugen Diederichs, Jena. (Gratis.)

In Eugen Diederichs ist der modernen deutschen Kultur ein Mäzen entstanden, um den uns andere Jahrhunderte beneiden können. Zeugnis von dem hohen Kunstsinn und der Opferwilligkeit des Verlegers legt sein neuester Katalog ab (mit zahlreichen Portraits). Diederichs sagt über seinen Verlag: Mein Verlag entstand 1896 in Florenz und führt daher den Marzocco des Donatello im Wappen, der freilich nicht nur eine rein äusserliche Anknüpfung sein soll. Der eigentliche Geburtsort ist der Malatesta-Tempel in Rimini, wo die humanistische Lebensauffassung in der Kunstsprache des Innenraumes wohl am eindringlichsten die christliche Lehre zu einem Kultus des Schönen und der Liebe umgewandelt hat ... Die grössten Hindernisse für die Entwicklung der Persönlichkeit sind augenblicklich ausser der Erstarrung des religiösen Lebens innerhalb der Kirche die Wissenschaft, soweit sie das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Leben verloren hat und die Herrschaft der Ideenwelt nicht anerkennt, sowie die deutsche Schule, die mit ihrer „Methode" das selbständige Instinktleben des Kindes tötet und in erster Linie Schuld daran trägt, dass unserer Zeit die Charaktere fehlen. Ich hoffe aber nicht in erster Linie allein Kampfesbücher gegen die Erstarrung der drei Mächte: Kirche, Wissenschaft und Schule zu bringen, sondern Bücher, die zugleich positiv aufbauen und den tief im Menschen liegenden inneren Kräften Nahrung geben."

Rosegger, P., J. N. R. J. Frohe Botschaft eines armen Sünders. Leipzig 1905.

Rosegger hat viel zur Belebung religiösen Empfindens getan. In diesem Jahre fügt er als Sechzigjähriger seinen Anschauungen den Schlussstein ein, indem er uns seinen Christus schenkt. „Ich habe gedacht, dass diese Aufschreibungen auch andere lesen können, die nach einem einfältigen Gotteswort suchen und nichts Rechtes finden können .... es gibt genug solche Leute. ..." Diese Aufschreibungen sind die Evangeliengeschichte mit schlichter Herzlichkeit erzählt. Konrad, der zum Tode verurteilte Anarchist (er hat, durch das Los bestimmt, ein Attentat ausgeführt, ohne tieferen Anteil an der politischen Richtung zu nehmen, ein Irregeleiteter) wartet auf seine Begnadigung, die wochenlang nicht eintrifft. Er sucht geistigen Trost, ein Testament wird ihm im Gefängnis verweigert, da schreibt er sich selbst eins. Wie Christus in seiner Vorstellung lebt, so innig

lebendig, so menschlich und doch so göttlich schildert er ihn und richtet sich an ihm empor. Als ihn die Nachricht trifft, dass er keine Begnadigung gefunden hat, da ist er bereits in sein Himmelreich eingegangen „Delinquent Konrad Ferleitner braucht keinen Priester und keinen Richter mehr. Er ist begnadigt."

In diese Rahmenerzählung ist also die Evangeliengeschichte eingeschlossen. Diese selbst ist der ganze, innige Rosegger. So also sieht die Heilandsgestalt aus, die er sich in langen Jahren errungen hat. Ein edler Mensch, der sich seiner göttlichen Mission bewusst wird und halb durch sich selbst, halb durch seine Umgebung zum Heiland erwächst. Wir wollen nicht über diesen und jenen Zug mit ihm rechten. Es ist ja Roseggers Erlebnis, das er uns gibt. Hätte er es anders gehabt, er hätte es uns anders gegeben. Die Deutung, die er den Initialen J. N. R. J. gibt, verraten uns seinen Christus am besten. Am Kreuze steht Jesus Nazarenus Rex Judaeorum. Nach dem Tode fangen die Buchstaben an zu glühen „Jesus Nähe rettet ihn!" Und ein Greis lässt sich auf sein Grab die Buchstaben setzen, die bedeuten „Im Nirwana ruhe Ich". Schmerzlich vermisst habe ich gegenüber diesen Deutungen die einzig richtige der Buchstaben J. N. R. J. „In Nobis Regnat Jesus", die den Schlüssel zum wahren Christentum enthalten.

Die Schriften des Neuen Testaments, neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt von den Professoren und DrDr. Baumgarten, Bousset, Gunkel, Heitmüller, Hollmann, Jülicher, Knopf, Koehler, Lucken, Weiss. 1. Lfg. (vollst. in 10 Lfgn. zu je 1.— Mark). Göttingen 1905.

Dies Werk kommt uns in letzter Stunde noch zu Händen und erscheint uns schon bei flüchtiger Durchsicht als ein religiöses Ereignis. Liberale Theologen besten Namens haben sich zusammengetan, um ein Bibelwerk zu schaffen, das mit seinen ausführlichen Erklärungen auf dem Boden der geschichtlichen Deutung der christlichen Urdokumente steht. Als Delitzsch vor kurzem in seinen „Ausblicken" für die Schaffung eines „Religionsbuches" eintrat, d. h. einer Bearbeitung der Bibel für die ausschliesslichen Bedürfnisse des nach wahrer Religion Strebenden, da mochte ihm wohl ein Werk wie das vorliegende vorschweben. Welchen Anforderungen die Arbeit im Einzelnen entspricht, werden wir bei ausführlicher Untersuchung finden.

Der Grundton des Werkes ist Vermittelung der Gegensätze in protestantischer Auffassung auf geschichtlicher Basis. Auf diese Weise wird es wohl möglich sein, die Zersplitterung in Protestantenkreisen zu beseitigen und aus ihnen ein „einig Volk von Brüdern" zu bilden. Auf diese Weise macht aber auch der liberale Protestantismus seine stärkste Schwenkung zur Theosophie. Das erklärt auch unser lebhaftes Interesse für diese Ausgabe, der die Toleranz, das Grundprinzip aller religiösen Forschung, an der Stirn geschrieben steht. Im nächsten Heft sprechen wir diese Lieferung ausführlich durch. Dieselbe enthält die Abteilungen: über den praktischen Wert einer geschichtlichen Auslegung des Neuen Testamentes (Baumgarten); die Geschichte des Neuen Testaments (Jülicher); die drei älteren Evangelien (Weiss); das Markus-Evangelium. Kap. 1—7, 37.

Textbibel des Alten und Neuen Testaments, in Verbindung mit zahlreichen Fachgelehrten herausgegeben von Prof. D. E. Kautzsch (Halle). — Das Neue Testament in der Übersetzung von D. C. Weizsäcker (Tübingen). Freiburg 1899, 1903. (7.— geb.)

Zu meiner Freude wendet man sich auch in unserer theosophischen Bewegung nach dem starken Abschwenken zur indischen Anschauung wieder mehr den christlichen Formen zu. Hat dies auch noch manche Schattenseiten, so muss man doch auch wieder zugeben, dass die Gefühlsinnigkeit des Christentums in Verbindung mit der indischen Philosophie recht wohl die Konstituenten der Weltanschauung des neuen Jahrhunderts sein könnte. Bei der Umschau nun nach einem guten lesbaren Bibeltext, der den Forderungen der neueren Bibelkritik stand hält, treffen wir auf obige Bibelausgabe, die in einer billigen Gesamt- wie Einzelausgabe soeben veröffentlicht ist. Beide Übersetzungen sind alte geschätzte Bekannte und haben sich im Laufe der Jahre wohlverdiente Anerkennung erworben. Kautzsch's Altes Testament erschien in erster Auflrge 1894. Das Neue Testament zuerst 1875 und liegt heute in 9. Aufl. vor. Die Vorzüge der Ausgaben sind lesbares Deutsch, treue Übersetzung. Im Alten Testament lesen wir mit ganz besonderem Genuss die Psalmen, das Buch Hiob und die Sprüche, wo der Versuch gemacht ist, die lapidare Sprache im Rhythmus wiederzugeben.

Wer nur die Luther'sche Bibel kennt, für den wird diese Bibelausgabe eine grosse Überraschung bringen. Er wird sich oft fragen: ja steht denn das in der Bibel so vernünftig? und er wird mit neuem Interesse an dieses ewige Werk herantreten und mit unendlicher Freude von jenem tiefen Gottesleben geniessen, das durch die meisten bisherigen Ausgaben verdunkelt wurde.

Die Ausstattung der Textbibel ist in jeder Hinsicht vorzüglich, der Druck gross, klar und übersichtlich. Dazu kommt noch der äusserst billige Preis.

Für die Rundschau werden wir in Zukunft bei Zitaten den Text dieser Ausgabe wählen, wie wir überhaupt der Ausgabe unsere vollste Sympathie entgegenbringen. (Prospekt über die vorhandenen Ausgaben liegt diesem Hefte bei.)

Bleibtreu, K., H. P. Blavatsky und die Geheimlehre. Sep.-Ausg. des III. Bandes von Bleibtreu „Vertreter des Jahrhunderts". Berlin 1904.

Mit der Verbreiterung der theosophischen Bewegung ist leider eine Verflachung der theosoph. Litteratur verbunden, sodass es uns oft schwer wird die zahlreichen Neuerscheinungen bis zu Ende zu lesen. Um so grössere Freude hat man da an einem Werk, dass weit aus diesen Erscheinungen herausleuchtet und wohl als eine der wertvollsten Veröffentlichungen aus unseren Reihen betrachtet werden darf. Das ist Bleibtreus Studie über H. P. B. und die Geheimlehre.

Bleibtreu versucht es nicht unsere Anschauungen aus dem grossen dreibändigen Werke herauszukristallisieren. Vielmehr stellt er den vielen Fragezeichen, mit denen unsere offizielle Wissenschaft und Theologie uns beglückt, die Lösung in der Geheimlehre gegenüber, doch sollen wir sie durch Studium der Bände selbst gewinnen. Er gibt nur die Richtung.

Eine wahre Weihnachtsfreude war es für uns, zu entdecken, mit welch' inniger Verehrung auch Bleibtreu an unserer H. P. B. hängt und wie er für sie

und ihr Werk mit voller Persönlichkeit eintritt. Ein Standpunkt, der heute nicht mehr unter allen Anhängern der Theosophie anzutreffen ist, und der einen Massstab abgibt, wie tief einer in den „inneren Kreis" eingedrungen ist. Darin liegt durchaus kein Persönlichkeitskultus oder Autoritätenwahn, sondern lediglich die Würdigung der genialsten Leistung des 19. Jahrhunderts und der schwache Ausdruck der Verehrung, die wir den Quellen unserer Lehre, der Meisterloge, entgegenbringen. Bleibtreu hat hier treffliche Worte gesprochen, Dank ihm für seine Männlichkeit. Wir haben durch ihn neue Waffen, ein neues Kampfmittel erhalten, führen wir es in fröhlicher Schlacht gegen das schwärzeste aller Jahrhunderte, das wie kein anderes sich seiner Gottferne gerühmt hat!

Nach einem Eingang zur Weltbetrachtung, in der Darwins und Haeckels Irrlehren Zurückweisung finden, wendet sich Bleibtreu zur Blavatsky. Bei aller Schätzung ihrer widerspruchsvollen und doch so herrlichen Persönlichkeit, ist ihm doch ihr Werk das wichtigste. Aus diesem greift er einige Punkte heraus. Vor allem die Karmalehre, als den Grundstein aller zukünftigen geistigen Entwickelung. Sie ist auch für Bleibtreu der goldene Schlüssel zum Tore der Erkenntnis. Bemerkenswert sind hier vor allem seine historischen Erläuterungen und die scharfen Angriffe auf die Kirchenlehren. Dann leitet er zur Reïnkarnationslehre über, die neuerlich aus theologischen Kreisen so heftig befehdet wird.

Die nächsten Kapitel bringen Erläuterungen über die transzendente Evolution, das evolutionistische Moralprinzip und die Erkenntnistheorie. Hier setzt sich Bleibtreu mit der Philosophie, insonderheit Kant, Schopenhauer und v. Hartmann auseinander. Seine Ausführungen, die immer wieder auf die Geheimlehre zurückgreifen, gehören mit zu den wenigen selbständigen Arbeiten über unser Thema.

Darwinismus, empirische Psychologie, okkulte Einsicht, Jesus sind die Hauptpunkte des nächsten Abschnittes. Die Einsetzung der Intuition als höchster Erkenntnismöglichkeit das Resultat derselben.

Das nächste Kapitel: beginnender Übergang des Naturforschens zum Okkultismus verrät uns zu unserer Freude, wie anregend die Lektüre der Neuen Metaphysischen Rundschau auf Bleibtreus Studien gewirkt hat.

Den Beschluss bildet „das Absolute," von dem Bleibtreu sagt: „Wie nun das Genie willig persönliches Behagen und sogar die eigene Person seiner Idee opfert, so opfert sich die Gottheit, zugleich aus über alle Begriffe überschwenglichem Liebesbedürfnis, welche ihr Wesen ausmacht, weil alles Schaffen aus objektiver Liebe hervorgeht. Gott will seine Göttlichkeit nicht allein geniessen, will sein Absolutes Ich verneinen, seine Liebe vor sich selbst veranschaulichen. Dies Selbstopfer ist die Entstehung der Welt, welche demnach Gottes Opfertod darstellt. . . . Das Welträtsel bestände dann in einer Art Selbstsühne Gottes, indem das in der Schöpfung verschleierte Göttliche wieder ins Absolute zurückstrebt. So wird also Gott in jedem Lebewesen gekreuzigt und entsühnt."

Noch eine Stelle möchte ich hier anführen, die auf Seite 103 beginnt:

„Wir haben selbständig-denkerisch die Grundlagen kirchlicher und materialistischer Wahnvorstellungen untersucht, hierbei sogar das Erkenntnistheoretische

suchender Transcendentalphilosophie in schwächliche Widersprüche verwickelt gefunden, sobald es sich auf rationalistische Deutung versteift. Solcher strengen Methodik folgt Blavatskys Geheimlehre nicht. Begreiflicherweise! Denn sie redet als ein absolutes Wissen, für welches Irrlehren des Nichtwissens kaum mehr als widerlegungsbedürftig vorhanden, geht gleichsam von der Voraussetzung aus, dass jeder die Trugschlüsse der blossen Verstandeskultur oder theologischer Absurdität durchschaue, nimmt als Selbstverständliches an, was für gedankenlose Ungeschulte und Unerleuchtete noch ausführlicher Darlegung bedarf. Nichtsdestoweniger durchzieht zweischneidige Polemik ihr ganzes Werk, sowohl gegen jede kirchliche Richtung als gegen den anmassenden Wahnsinn äusserlicher Naturforschung. Sie erhebt sich hier manchmal zu wahrhaft dämonischer Ironie, so in dem klassischen Witz von dem (astronomisch genau definierten) Kometen, der mit seinem Schweif der Gravitationslehre ins Gesicht schlägt.

Die bisher nicht unbegründete Vermutung, das Weib könne alles mögliche Talent, nur aber kein Genie im höheren Sinne entfalten, hat sie siegreich entkräftet. Die Frauen stehen freilich im allgemeinen noch auf niederer Vernunft- und Charakterstufe, voll Kleinlichkeit, Äusserlichkeit, egoistischer Sentimentalität und versteckter Sinnlichkeit, im Bann des Sexualen auch dann befangen, wenn ihre Emanzipationsgelüste vorgeben sich ihm entwinden zu wollen. Was gross und heilig im Weibe, tritt erst dann hervor, wenn es sich der feinen Ethik seines Unbewussten hingiebt. Bei Helena Petrowna paarte sich diese ideale Hingebung mit so ausserordentlichen mystischen Kräften, dass aus beiden auch das sich erzeugte, was man verstandesmässig Genie nennt. Sie ist in Wahrheit der grösste Schriftsteller des kleinen Jahrhunderts geworden, und wir zweifeln nicht, dass sie auch dichterisch Ungeahntes enthüllt hätte, wäre ihr Wille gewesen, sich hier zu betätigen. Unter den halben oder Pseudogenialen — „Genius“ kann man nur bei Wagner sagen — und Pseudohelden des 19. Säkulums steht ihre Ganzheit als genialer Heroismus und heroische Genialität da. Es wird die Zeit kommen, wo ihre unablässig wachsende Gemeinde die blöde Menge davon überzeugen wird, je tiefer die theosophischen Lehren in Bildungskreisen Wurzel fassen. Und so schliesst denn das Jahrhundert, das auch sie in tiefsten Verfall superkluger Verstandesmästung erkannte, mit tröstlichem Ausblick in das kommende. Sie selber hat prophetisch versprochen „wiederzukommen“ im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts; hoffen wir darauf, dass solche Kraft, in welcher Gestalt auch immer, sich neu verwirklichen werde. Lassen wir dem 20. Jahrhundert sein Recht, aus dem 18. und 19. gemeinsam zu lernen und ihr Erbe anzutreten, eine neue eigentümliche Renaissance der Menschheit herbeizuführen. Sozialismus in roher materialistischer Auffassung und Sozialismus in theosophischer Form werden darin um die Herrschaft streiten. Was heute der ungeheuren Mehrzahl der „Gebildeten“ und der ungebildeten Massen als charlatanische Episode gilt, die theosophische Beweguug wird über allen Trümmern das Feld behaupten.

Was die Blavatsky wiederholt warnend andeutet, dass die Geheimlehre sofort zur Schwarzen Magie entarte, sobald Hebräer sie als „Kabbala“ und „Buch Zohar“ einfangen, muss freilich hier sorgsam beachtet werden. Das alberne

Getändel mit allgemeiner Verbrüderung, das alles Heroische in unsauberem Humanitätsbrei ersticken möchte, käme den Salonjüdinnen gerade recht, um ihr Liebeslicht leuchten zu lassen. Wir kennen solche Beispiele. Hinweg mit der Salontheosophie, die eine neue Art romantischer Schöngeisterei bei Tee und Butterbrot bedeutet! Hinweg mit allen Klubs und Bünden und Gesellschaften, die nur einen geistigen Sport weihepriesterlich pflegen! Man schaue nur in Helena Petrownas grosse, etwas vortretende, unergründliche Seher- und Heldenaugen im unschön gewaltigen Angesicht, um dort zu lesen, dass ganz andere Wirbelwinde und Feuersäulen sich erheben müssen, um durch ernste strenge Wahrheit der wahren Übermenschen die Welt zu theosophieren! Helden brauchen wir, keine Schwätzer und Schwätzerinnen.

Aus dem Qualm der Nichtigkeiten, der Nietzsche und Ibsen, der Louis Bonaparte und Otto Bismark, retten wir uns hinüber in eine reinere Ätherhöhe. Der Blavatzky Andenken wissen wir nicht besser zu ehren, als indem wir unsrerseits das von ihr Gewusste denkerisch zu ergründen suchen."

Kerst, Fr., Beethoven im eigenen Wort. Berlin 1904. (3.—)

Besser als langatmige Biographien schildert uns dieses hübsch ausgestattete Büchlein Beethovens Persönlichkeit. Seine eigenen Worte sind gesammelt und in sinngemässe Abschnitte gruppiert. Notizen geben an, wann und wo das betr. Wort gesprochen wurde.

Aus vielem greife ich eines heraus. Aus einem Werke von Champollion schrieb er sich eine Aufschrift von einem ägytischen Tempel der Göttin Neith auf und hing sie gerahmt über seinen Schreibtisch: Ich bin, was da ist. Ich bin alles, was ist, was war, und was seyn wird, kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben. — Er ist einzig von ihm selbst, und diesem Einzigen sind alle Dinge ihr Daseyn schuldig." Wie sehr muss der Inhalt seinem Empfinden entsprochen haben. Wie nahe, ja wie weit über uns er stand, sagen die Worte an Erzherzog Rudolf: „Höheres gibt es nichts, als der Gottheit sich mehr als andere Menschen nähern und von hier aus die Strahlen der Gottheit unter das Menschengeschlecht verbreiten."

Pfungst, A, neue Gedichte. 3. Aufl. Berlin 1903.

Der beste Beweis, wie beifällig die Gedichte des bekannten Buddhisten aufgenommen sind, ist das Erscheinen dieser 3. Aufl. Eine Probe daraus brachte ich im 6. Hefte des 11. Bandes. Möchte auch der neuen Auflage, die sich ihrem tief ethischen Inhalt nach recht gut zu Geschenken in unseren Kreisen eignet, ein grosser Freundeskreis erwachsen.

Verantwortlicher Redakteur: Paul Zillmann.

Redaktion und Verlag: Gross-Lichterfelde, Ringstrasse 47a.

Druck von Robert Schumann, Cöthen (Anhalt).

ANZEIGEN. 

Anzeigenpreise: Die zweigespaltene Zeile **50** Pfge. 1 Seite **60.**— Mk. $^{1}/_{2}$ Seite **30.**— Mk. $^{1}/_{4}$ Seite **15.**— Mk. $^{1}/_{8}$ Seite **7.50** Mk. Bei sechsmaliger Wiederholung $33^{1}/_{3}$ % Ermässigung; bei zwölfmaliger Wiederholung 50 %. Beilagen unter 4 Gramm **10.**— Mk. jedes Tausend.

Bei Bestellungen wolle man auf die Rundschau Bezug nehmen.

Bibliothek der Waldloge.

1904 gelangt zur Ausgabe:

Band I: **Patanjali**, Yoga-Aphorismen.
„ II: Erläuterungen zu den Yoga-Aphorismen.
„ III: **Uttara Gita** (Ergänzung der Bhagavad Gita).
„ IV: **Carus, Dr. Paul**, die buddhistische Lehre.
„ V: **Raphaël**, Schlüssel zur Astrologie.
„ VI: **Zillmann**, die Wirkungen der Tierkreiszeichen.
„ VII: **Zillmann**, Handbuch der Aura-Therapie.
„ VIII: **Sepher Yetzirah**.
„ IX: **Vijnana**, die Yogasara-Sangraha.
„ X: **Yoga-Vasishtha**, Kapitel 50. Vasishtha lehrt Rama den Weg zur Erkenntnis.
„ XI: **Eliphas Levi**, Briefe über die Kabbalah.
„ XII: **Zillmann**, die Einwirkung des Alkohols auf den Menschen.

Die Preise der Bändchen stehen zwischen 25 Pfg. und 2.— Mk.

Verlag von **PAUL ZILLMANN**, Gross-Lichterfelde, Ringstr. 47a.

„Rote Erde“

(Zeitschrift für die Gesamtinteressen Niedersachsens.)

Halbmonatsschrift mit Bilderbeigaben für deutsche Art und deutsche Geschichtsbetrachtung.

Referiert über **Kunst- und Literatur** Westfalens und der angrenzenden Länder, bringt Essays, Feuilleton, Bäder-Nachrichten, Mitteilungen der Gebirgs-, Verkehrs-, und Verschönerungs-Vereine u. s. w. Gegen Einsendung von **1,20 Mk.** erhältlich vom

Herausgeber: **Schriftsteller**

Alfred Kellermann,

Dresden-Blasewitz.

Weltverein!

Verkehr mit der ganzen Welt bringt Jedermann Freude und Gewinn, sei es durch Correspondenz zur Auskunft, Unterhaltung und Belehrung, Uebung in Sprachen und Stenographie-Systemen, Gelegenheit zum Kauf, Verkauf und Tausch für Sammler, Verwertung geistiger Produkte jeder Art, Förderung von Handel, Industrie und Gewerbe usw., Uebung von Wohlthätigkeit und Humanität, Menschen- und Tierschutz, Beschaffung von Preisermäßigungen u. sonstigen Begünstigungen Auskunft, Rat und Beistand auf Reisen, sei es durch andere mannigfache Vorteile, welche der auf idealem Prinzip sich aufbauende und praktisch wirksame Weltverein (Präsident: Reichsgraf von Pestalozza) seinen Mitgliedern bietet. **Damen wie Herren** sind als neue Mitglieder herzlich willkommen! Keine Aufnahmegebühr! Mitgliedschaft Ehrensache! Nur das reichhaltige Weltorgan „Vom Guten das Beste!“ (jährl. 5 Mk. 3 fl. ö. W. oder Weltpostausland 8 frks.) zu abonnieren bei der **Centrale des Weltvereins München**, Palmstr. 1a, welche daraufhin auch die Mitgliedskarte und das Illustrierte Weltvereins Jahrbuch mit den Mitgliederlisten ohne weitere Kosten franko liefert. **Herren wie Damen** aller Erdenländer gehören dem Weltverein bereits an, darunter auch viele **Geschäftsfirmen, Hotels, Heilanstalten** usw. usw., sowie **ganze Vereine** und **Verbände** des In- und Auslandes.



Nach der **Person**, nach **Photographien, Handabdrücken, Schriftstücken** und **Geburtsdaten** (Stunde, Tag, Monat, Jahr und Ort) gebe ich **phrenologische, physiognomische, chirologische, graphologische und astrologische**

Charakterbilder und Skizzen.

Zu allen Charakterbildern und Skizzen erbitte zwecks genauer Beurteilung möglichst Angabe von Kopfumfang, Brust- u. Taillenweite, Grösse in Ctm., Gewicht, Aussehen, Haar- und Augenfarbe, Alter, Familienstand, Erziehung und Beruf, sowie besondere Merkmale und biographische Notizen.

Tarif: 1—5 Pfg. für das geschriebene Wort. Charakterbilder bis zu 10000 und mehr Worten. Charakterskizzen von 100 Worten an.

14jährige Studien, Beobachtungen, Erfahrungen nnd praktische Arbeiten.

Gustav Stephan, Phrenolog

Berlin-Neu-Weissensee, Wilhelmstrasse 38.

Lebensspuren.

Zeitschrift für harmonische, geistige und materielle Lebens-Entfaltung.

Herausgegeben von **Karl Rohm,**

Lorch (Württenberg).

Abonnement pro Band (200 Seiten)

4.— Mk. (Ausland **5.—**).

Prabuddha Bharata

or

Awakened India.

Conducted by the Brotherhood of wich the **Swami Vivekananda** is the head.

-- **Annual Subscriptions 4.50 Mk.** —

Commissionsverlag für Deutschland u. Vertreter der Interessen der Vivekananda-Brotherhood:

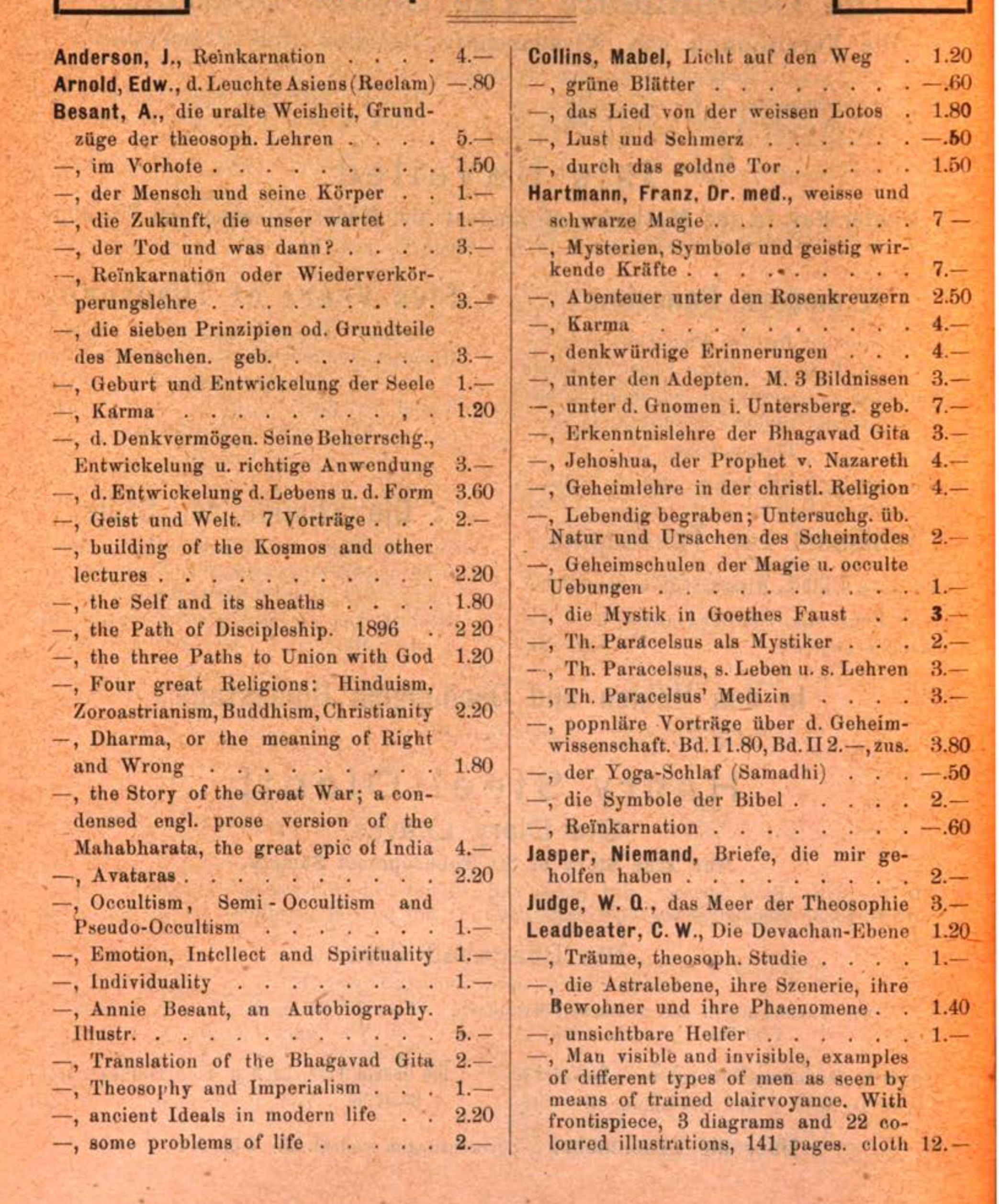
Paul Zillmann,

Gross-Lichterfelde-W., Ringstrasse 47a.









Theosophische Literatur.

Anderson, J., Reinkarnation . . . . 4.—
Arnold, Edw., d. Leuchte Asiens (Reclam) —.80
Besant, A., die uralte Weisheit, Grundzüge der theosoph. Lehren . . . . 5.—
—, im Vorhofe 1.50
—, der Mensch und seine Körper . . 1.—
—, die Zukunft, die unser wartet . . 1.—
—, der Tod und was dann? . . . . 3.—
—, Reïnkarnation oder Wiederverkörperungslehre . . . . 3.—
—, die sieben Prinzipien od. Grundteile des Menschen. geb. . . . . . . 3.—
—, Geburt und Entwickelung der Seele 1.—
—, Karma 1.20
—, d. Denkvermögen. Seine Beherrschg., Entwickelung u. richtige Anwendung 3.—
—, d. Entwickelung d. Lebens u. d. Form 3.60
—, Geist und Welt. 7 Vorträge . . . 2.—
—, building of the Kosmos and other lectures 2.20
—, the Self and its sheaths 1.80
—, the Path of Discipleship. 1896 . 2 20
—, the three Paths to Union with God 1.20
—, Four great Religions: Hinduism, Zoroastrianism, Buddhism, Christianity 2.20
—, Dharma, or the meaning of Right and Wrong 1.80
—, the Story of the Great War; a condensed engl. prose version of the Mahabharata, the great epic of India 4.—
—, Avataras 2.20
—, Occultism, Semi-Occultism and Pseudo-Occultism . . . . 1.—
—, Emotion, Intellect and Spirituality 1.—
—, Individuality . . . . 1.—
—, Annie Besant, an Autobiography. Illustr. . . . . 5.—
—, Translation of the Bhagavad Gita 2.—
—, Theosophy and Imperialism . . . 1.—
—, ancient Ideals in modern life . . 2.20
—, some problems of life . . . . . 2.—

Collins, Mabel, Licht auf den Weg . 1.20
—, grüne Blätter . . . . —.60
—, das Lied von der weissen Lotos . 1.80
—, Lust und Schmerz . . . . —.50
—, durch das goldne Tor 1.50
Hartmann, Franz, Dr. med., weisse und schwarze Magie . . . . 7.—
—, Mysterien, Symbole und geistig wirkende Kräfte . . . . 7.—
—, Abenteuer unter den Rosenkreuzern 2.50
—, Karma . . . . 4.—
—, denkwürdige Erinnerungen . . . 4.—
—, unter den Adepten. M. 3 Bildnissen 3.—
—, unter d. Gnomen i. Untersberg. geb. 7.—
—, Erkenntnislehre der Bhagavad Gita 3.—
—, Jehoshua, der Prophet v. Nazareth 4.—
—, Geheimlehre in der christl. Religion 4.—
—, Lebendig begraben; Untersuchg. üb. Natur und Ursachen des Scheintodes 2.—
—, Geheimschulen der Magie u. occulte Uebungen . . . . 1.—
—, die Mystik in Goethes Faust . . 3.—
—, Th. Paracelsus als Mystiker . . . 2.—
—, Th. Paracelsus, s. Leben u. s. Lehren 3.—
—, Th. Paracelsus' Medizin . . . . 3.—
—, popnläre Vorträge über d. Geheimwissenschaft. Bd. I 1.80, Bd. II 2.—, zus. 3.80
—, der Yoga-Schlaf (Samadhi) . . . —.50
—, die Symbole der Bibel . . . . . 2.—
—, Reïnkarnation . . . . —.60
Jasper, Niemand, Briefe, die mir geholfen haben . . . . 2.—
Judge, W. Q., das Meer der Theosophie 3.—
Leadbeater, C. W., Die Devachan-Ebene 1.20
—, Träume, theosoph. Studie . . . . 1.—
—, die Astralebene, ihre Szenerie, ihre Bewohner und ihre Phaenomene . . 1.40
—, unsichtbare Helfer . . . . 1.—
—, Man visible and invisible, examples of different types of men as seen by means of trained clairvoyance. With frontispiece, 3 diagrams and 22 coloured illustrations, 141 pages. cloth 12.—

Theosophie. Occulte Lehre. Orientalische Philosophie.

Leadbeater, C. W., an Outline of Theosophy . . . 1.20
—, the Christian Creed. . . . 2.—
—, Clairvoyance . . . 2.20
Lloyd, J. U., Etidorhpa, oder das Ende der Erde. 2 Bde. 10.— geb. . . 8.—
Mead, G. R. S., Simon Magus. Englisch 5.50
—, Orpheus. Englisch . . . 5.—
—, the Gospel and the Gospels . . . 5.—
—, Apollonius of Tyana . . . 4.—
—, Plotinus. Englisch . . . 1.20
—, Fragmente ein. verschollenen Glaubens. Skizze über die Gnostiker . 10.—
—, Pistis Sophia, a gnostic Gospel. transl. 8.—
Molinos, M., der geistige Führer . . 2.—
Cooper-Oakley, Traces of a Hidden Tradition in Masonry and Mediaeval Mysticism. . . . 4.—
Oupneckhat, deutsch v. Dr. med. Mischel 9.—
Papus (Dr. med. G. Encausse), traité elem. de Magie pratique . . . 12.—
—, traité elem. de Science occulte . . 5.—
Rochas, A. de, l'exteriorisation de la Sensibilité . . . 7.—
—, l'exteriorisation de la Motricité . . 8.—
Subba Rao, die Philosophie der Bhagavad Gita . . . 3.—
Das Lebenselixir . . . 1.50
Hübbe-Schleiden, Dasein als Lust, Leid und Liebe . . . 3.—
Schopenhauer's Werke (Griesebach) 6 Bde. . . . 9.—
Scott-Elliott, Geschichte von Atlantis . 2.—
—, man's place in the Universe, a summary of Theosophic study . . 2.20
Sinnett, A. P., natures mysteries . . 2.20
—, the Growth of the Soul . . . 5.50
—, die esoterische Lehre, oder Geheimbuddhismus . . . 4.—
—, Karma, an occult novel . . . 3.—
—, the Rationale of Mesmerism . . . 3.—

Saṅkaracharya, das Palladium der Weisheit . . . 3.—
—, Tattwa Bodha (Daseinserkenntnis). 1.—
—, Atma Bodha (Selbsterkenntnis) . . —.50
Vivekananda, Karma Yoga . . . 2.—
Kerning, Christentum . . . 1.50
—, Schlüssel zur Geisteswelt . . . 1.50
—, Weg zur Unsterblichkeit . . . 1.—
—, Testament . . . —.30
—, Lichtstrahlen aus dem Orient . . 3.—
—, Weisheit des Orients . . . 2.—
Eckartshausen, die wichtigsten Hieroglyphen fürs Menschenherz. 2 Bde. 2.20
—, mystische Nächte . . . 1.60
—, Kosti's Reise von Morgen gegen Mittag . . . 1.60
—, die Wolke über dem Heiligtum . —.60
Waite, the Doctrine and Literature of the Kabalah . . . 8.—
—, true history of the Rosicrucians . 10.—
—, the occult Sciences . . . 10.—
—, the life of Louis Claude de Saint Martin 10.—
Wynn Westcott, numbers, their occult power and mystic virtues . . . 4.—
Donnelly, Atlantis . . . 1.60
Deussen, Elemente der Metaphysik . . 4.—
—, System des Vedanta . . . 18.—
—, Die Upanishads . . . 24.—
—, Die Sutras des Vedanta . . . 18.—
Du Prel, C., Philosophie der Mystik . 10.—
Eliphas Levi, Le grand Arcane . . . 12.—
—, Le clef des grands mystères . . . 12.—
—, Le livre des Splendeurs . . . 7.—
—, La science des Esprits . . . 7.—
—, Catéchisme de la Paix . . . 4.—
—, Clefs majeurs et clavicules de Salomon 12.—
—, Dogme et Rituel de la Haute Magie 18.—
—, Histoire de la Magie . . . 12.—
Garbe, Sankhya-Philosophie . . . 12.—
Hartmann, Ed. v., Ausgew. Werke. 9 Bde. 42.—
—, Kategorienlehre . . . 12.—